



WESTFALENHÜTTE



Unsere Bilder:

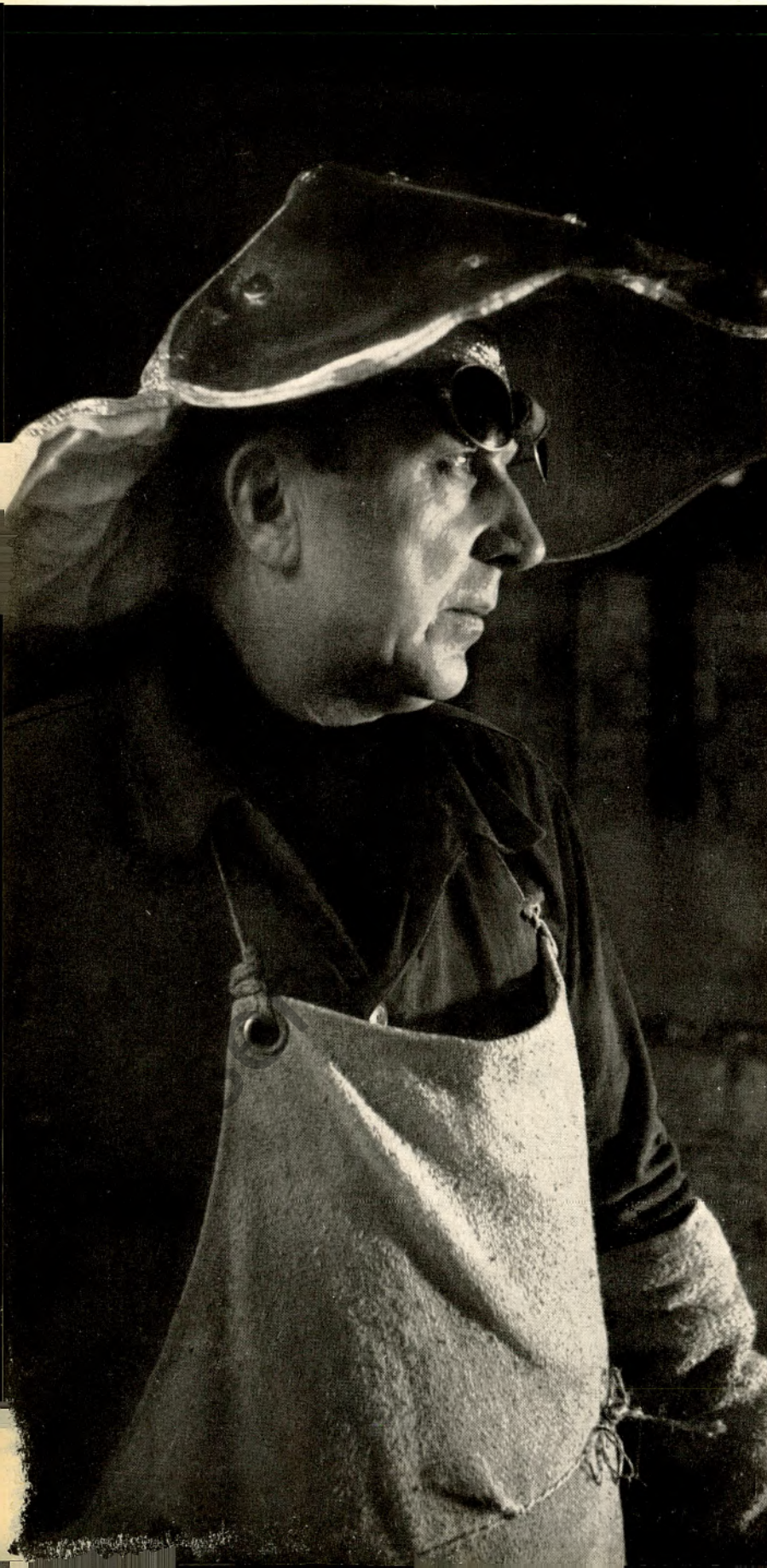
Titelbild:
Hochofen

Nebstehend:
Am Hochofen

Aus dem Inhalt:

Urlaub nur Mittel zum Zweck?
Neuzustellung des Hochofens IV
Aus dem Geschäftsbericht 1955/56
Es geht voran
Nach der „Rebellion“ der 18 deutschen
Physiker
Wer alles tun will, tut nichts
Unsere Ehrentafel
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Das interessiert die Frau
Unser Briefkasten
Starke Männer stemmen Stärkung für
Stahlarbeiter
Wir fahren an das große Meer
Flamme empor!
Einmal — immer Sauerland
Modellbau „Marke Lehrwerkstatt“
Verkannte Kunst
Franz-Zimmer-Siedlung
Sicherheits-ABC
Die rechte Art, seine Ferien zu ver-
bringen
Urlaub!
Frauen auf Urlaub
Zauber der Farbe
Der Meister wohnt im Hoesch-Viertel
Für unsere Fotofreunde
Unsere Krankenkasse berichtet
Unsere Betriebskrankenkasse
im Jahr 1956
Ostpreußen
Hunger!
Das gute Buch
Das Rätsel
Der Hüttenkieker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,
Dortmund;
verantwortlich:
Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12
Redaktion: Johannes Hoischen,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119
Gen. v. Wl.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.
Druck: Westfalendruck, Dortmund
Auflage: 19 000
Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.



Urlaub nur Mittel zum Zweck?

Irgendwo lasen wir: „Das heutige Erwerbsleben steht immer mehr im Zeichen steigender Arbeitsintensität. Das Arbeitstempo wird immer mehr beschleunigt, und die Leistungskurven steigen entsprechend an. Im menschlichen Organismus zeigen sich als Gegenreaktion auf unsere ruhelose Lebensweise schnellere Ermüdung und vorzeitiger Kräfteverbrauch. Deshalb bedarf der schaffende Mensch für die Überinanspruchnahme durch Beruf und die Hast des Alltags als Ausgleich einer sinnvollen Urlaubs- und Freizeitgestaltung. Der Urlaub wird zu einer arbeitsphysiologischen Notwendigkeit.“

Bei diesen Ausführungen ist es der letzte Satz, der bedenklich stimmt. Kann man und soll man denn den Urlaub nur von dieser Warte aus betrachten? Ist der Urlaub nur eine von der Arbeit her zweckbestimmte Angelegenheit? Wenn wir so denken, bleibt die Arbeit die letzte übergeordnete Größe unseres Lebens, und der Urlaub ist dann so etwas Ähnliches wie das Auftanken der Rennwagen während eines Rennens.

Gott hat den Menschen nicht nur für die Arbeit erschaffen, und wir sind nicht dazu geboren, lediglich Arbeitsmotoren zu sein. Die Arbeit ist ein Segen. Sie kann aber auch zum Fluch werden, sofern sie Selbstzweck wird, den Menschen knechtet und das Menschenbild zerstört.

Was der Mensch mit seinem Urlaub anfängt, ob er ihn nur als Mittel zum Zweck betrachtet, zeigt, ob er noch Herr über seine Arbeit oder ob er von ihr besessen ist. Sicher — es muß Besessene geben, Fanatiker der Arbeit. Dieser Fanatismus ist aber einseitig und wurzelt irgendwie in den düsteren menschlichen Bezirken — die wirklich großen schöpferischen Leistungen dagegen resultieren aus der Harmonie. Zur Harmonie gehören aber ausreichende Muße, Besinnlichkeit und nicht zuletzt die nicht zweckgebundene, also spielerische Freizeit. Gerade das Spielerische unserer Freizeit ist das Ventil, durch das jeder überflüssige Dampf von Wichtigkeit, tierischem Ernst und Sorgen abgeht.

Unser vielbestaunter Aufbau nach dem Kriege, das sogenannte „deutsche Wunder“, ist erst dadurch möglich geworden, daß jeder von uns mehr gearbeitet hat denn je. Es ist uns nichts geschenkt worden; wir haben es bezahlen müssen: mit unserem Feierabend, mit unserer Ausgeglichenheit, mit unserer Menschlichkeit, mit unserem Familienleben.

„Man ist ja kein Mensch mehr bei dieser Hetze“,

hat mancher gestöhnt und nicht geahnt, wie recht er damit hatte.

Ist unser Leben, wenn ihm das Öl der Muße und Leichtigkeit fehlt, nicht in Gefahr, heißzulaufen? Schon die Einstellung, daß man seinen Urlaub dazu benutzen müsse, um neue Kräfte für die Arbeit zu sammeln, ist ein Symptom dafür. Mein Gott, müssen wir denn sogar mit dem Urlaub eine Nebenabsicht verbinden? Soll er nur eine „arbeitsphysiologische Notwendigkeit“ sein? Wir „sollten“ überhaupt nichts.

Die Zeit gehört uns, weil wir Menschen und keine Arbeitstiere sind. Nicht wir sind für die Arbeit, sondern die Arbeit ist für uns da. Sie soll uns und unserem Leben dienen. Daraus erwächst erst das eigentliche Arbeitsethos, nämlich aus der Freiwilligkeit.

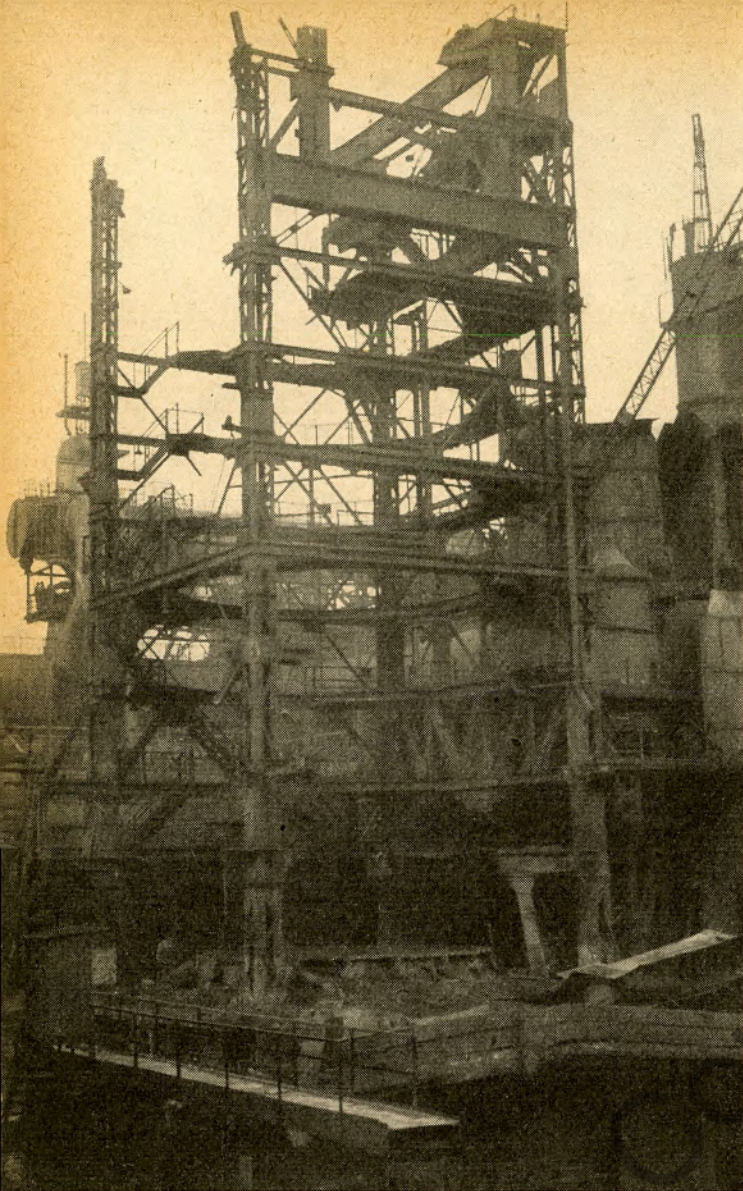
Die freiwillige Unterordnung unter eine Idee,

das freiwillige Dienen, das ist es, was uns nützt, weil wir dabei unsere Souveränität wahren. Der Mensch darf nicht getrieben werden, und er darf sich nicht treiben lassen. Jedes Treiben setzt ein Joch voraus, das des Menschen unwürdig ist, gleichgültig, ob mir dieses Joch auferlegt oder aber ob ich mir es bewußt oder aus Gleichgültigkeit selbst auferlege. Wenn ich mich selbst zum Automaten degradiere, verzichte ich außerdem auf die schöpferische Leistung, und ich begeben mich in Gefangenschaft. Das aber hat meistens nicht nur körperliche, sondern auch seelische Verkümmern zur Folge.

Ich habe keine Zeit . . .

Ein deutscher Industrieller — auf Geschäftsreise in Indien — hat erzählt, er habe mit einem indischen Geschäftspartner, einem Hindu, zusammen beim Tee gesessen. Das Gespräch sei schön in Gang gekommen, so daß der Deutsche den Inder fragte, ob er nicht noch am Abend sein Gast sein wolle, um die Diskussion über Politik und Weltanschauung fortzusetzen. Die Antwort: „Danke vielmals, ich habe leider keine Zeit, ich muß heute abend nachdenken, meditieren.“

Diese Begebenheit, die den Betreffenden stark beeindruckt hat, zeigt, daß man die in Deutschland so viel gehörte Wendung „Keine Zeit“ auch in einem ganz anderen Sinne anwenden kann. Mögen für den gläubigen Hindu solche Meditationen vielleicht religiöse Vorschrift sein, jedenfalls stellt er die Beschäftigung mit der eigenen Persönlichkeit anderen Betätigungen voran. Ein nachdenklicher Mann hat einmal das Wort vom „schöpferischen Nichtstun“ geprägt, das man gelegentlich braucht, um frische Geisteskräfte zu sammeln. — „Keine Zeit“ ist also ein sehr relativer Ausdruck — ein Attribut für Dinge, die man als unwichtig erachtet. Der Inder jedenfalls ist klug genug, die Beschäftigung mit den eigenen Gedanken nicht darunter zu zählen.



Neuzustellung des Hochofens IV

Im Juli dieses Jahres wird Hochofen IV nach der Neuzustellung wieder angeblasen und die Roheisenerzeugung aufnehmen. Der alte Hochofen IV, der im Jahre 1912 gebaut und das letztmal im Jahre 1944 neu zugestellt wurde, war auch in seiner Eisenkonstruktion sehr stark verschlissen. Er mußte deshalb weitgehend erneuert werden. Dabei ergab sich die erwünschte Gelegenheit, ihn zu vergrößern und seine Leistung zu steigern. Hierfür mußten aber Bunkeranlage, Gichtaufzug, Winderhitzer und Gasreinigung neu erstellt werden.

Bei diesem Umbau wurde der Hochofen vergrößert: der Gestelldurchmesser betrug früher 6,5 m, jetzt 8 m, sein Rauminhalt betrug früher 930 m³, jetzt 1370 m³, die Anzahl der Blasformen betrug früher 12, jetzt 19 Stück. Wenn der frühere Ofen eine monatliche Leistung von 20 000 t Roheisen brachte, soll der neue Ofen IV 30 000 t bei denselben Einsatzbedingungen bringen.

Hierdurch ist es möglich, die Rohstahlerzeugung der Westfalenhütte zu erhöhen. Dies ist dringend erforderlich, da die neuen leistungsfähigen Anlagen der Stahlverarbeitung größere Rohstahlmengen erfordern. Die im April 1955 in Betrieb genommene Halbzeugstraße ist mit einer Monatsleistung von 50 000 bis 60 000 t bei weitem noch nicht ausgelastet, das Schwesternwerk, die Hoesch Walzwerk AG in Hohenlimburg, möchte auf der neuen Mittelbandstraße

höhere Stahlmengen durchsetzen. Im Sommer dieses Jahres läuft auf der Westfalenhütte eine neue Feineisenstraße an, die eine höhere Erzeugung hat als das alte Feineisenwalzwerk VIII. Der Ausbau des Breitbandwalzwerkes im Werksteil Stockheide ist im Gange. Auch hier werden nach der Inbetriebnahme, die im Jahre 1958 erfolgen soll, erhöhte Stahlmengen erforderlich.

Der Bau des Hochofens IV ist die Fortsetzung einer Ausweitung unserer Roheisenkapazität, die begonnen wurde mit dem Neubau des Hochofens VI.

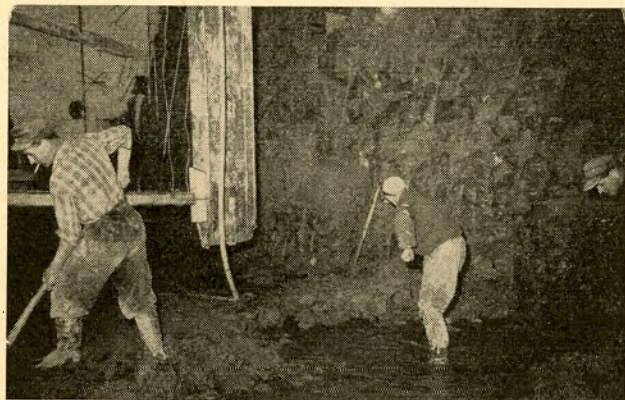
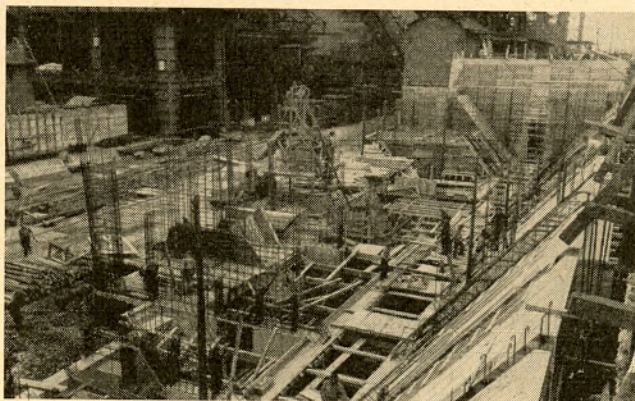
Künftig sollen bei Neuzustellungen die älteren Ofen vergrößert und ihre Erzeugung erhöht werden. Insbesondere der kleinste Hochofen III, der etwa im Jahre 1960 zur Neuzustellung kommt, soll dann als Großhochofen neu erstellt werden.

Bei dem Neubau von Hochofen IV wurden alle Erfahrungen angewendet, die seit dem Neubau von Ofen VI, der 1953 errichtet wurde, gesammelt worden sind. Auf Grund der guten Ergebnisse des Hochofens VI wurde auch Hochofen IV wiederum als Großhochofen errichtet.

Wie bereits seinerzeit berichtet (vgl. „Westfalenhütte“ Januarausgabe 1954), bringt uns ein Großhochofen folgende Vorteile:

1. höhere Erzeugung, bezogen auf den Platzbedarf,
2. geringere Baukosten (Kapitalaufwand) je t Roheisen,
3. bessere Reduktionsverhältnisse, gleichmäßigere Ofenführung und geringere Schwankungen der Roheisenanalysen,
4. geringeren Koksverbrauch je t Roheisen,
5. geringere Verarbeitungskosten.

Unsere heutigen Bilder sollen versuchen, dem Leser zu zeigen, welch ein Aufwand von technischer Planung durchzuführen ist und welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, bis ein neuer Großhochofen inmitten eines Betriebes entstanden ist, der in keiner Weise durch diesen Neubau aufgehalten werden darf. Bild 1 zeigt den alten Hochofen IV im Abbruch. Der Ofen selbst ist bereits auf das Gestell abgerissen, es steht nur noch ein Teil des Gerüsts. Ein halbes Jahr später (Bild 2) stehen schon die Verschaltungen der neuen Erzbunker. Im linken Teil des Bildes sieht man den fertigen Ofensockel mit Gestellpanzer und die Tragsäulen für den neuen Staubsack.



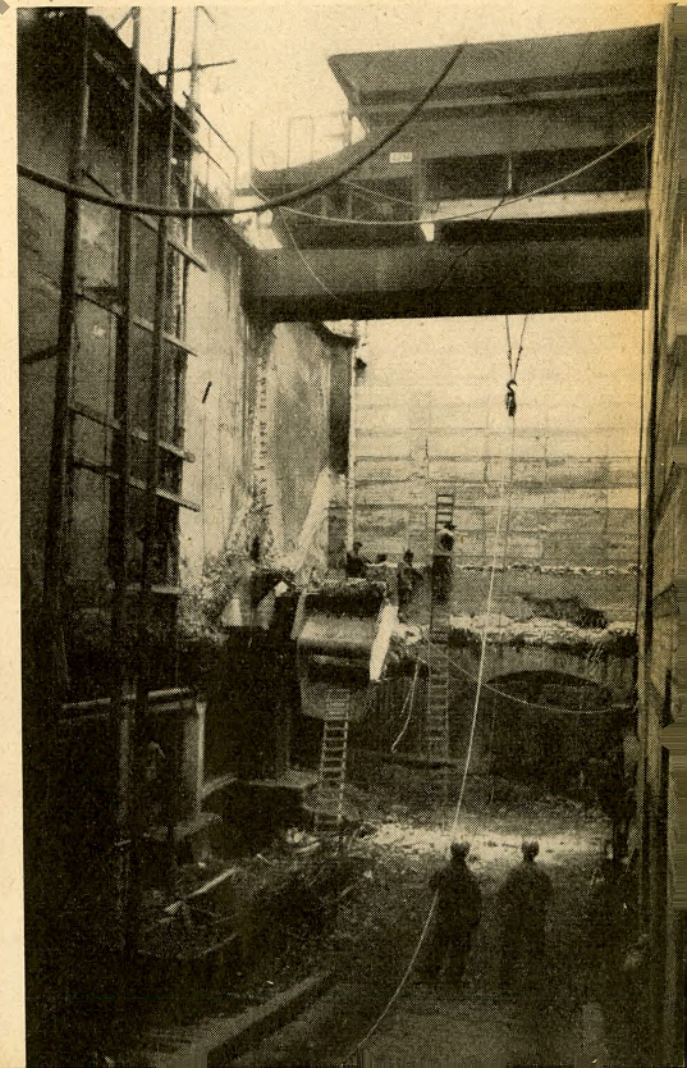
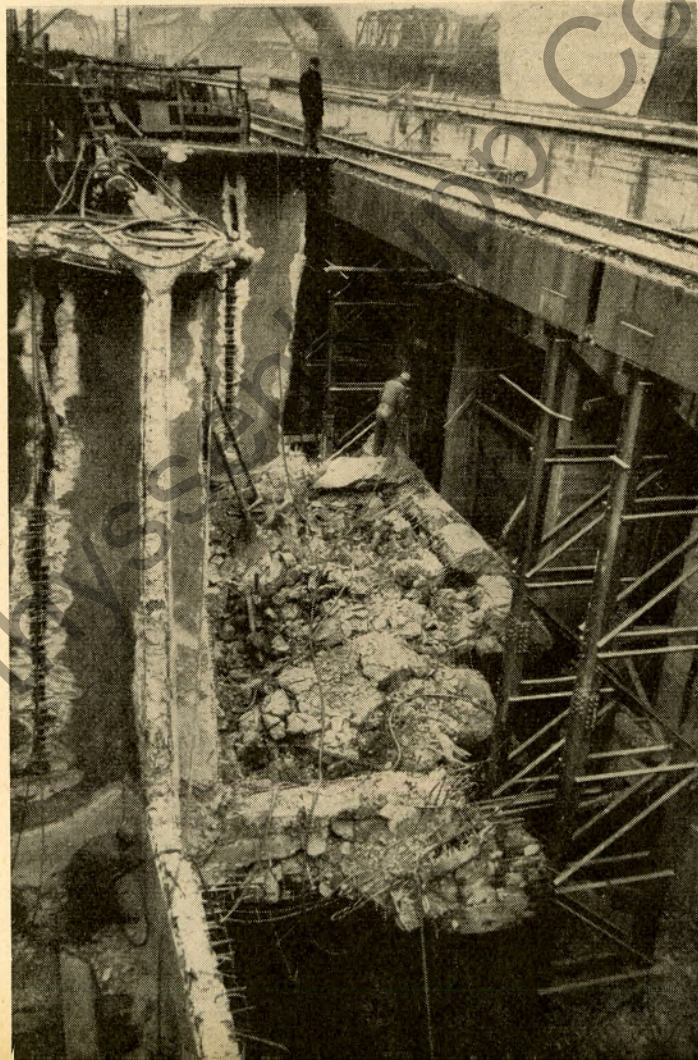
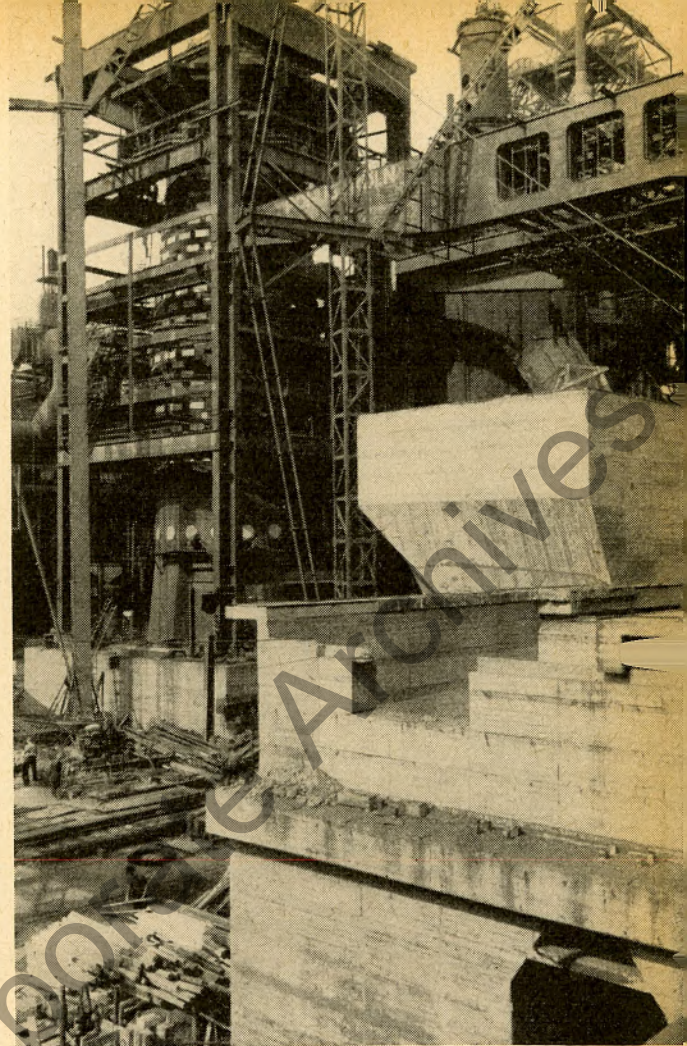
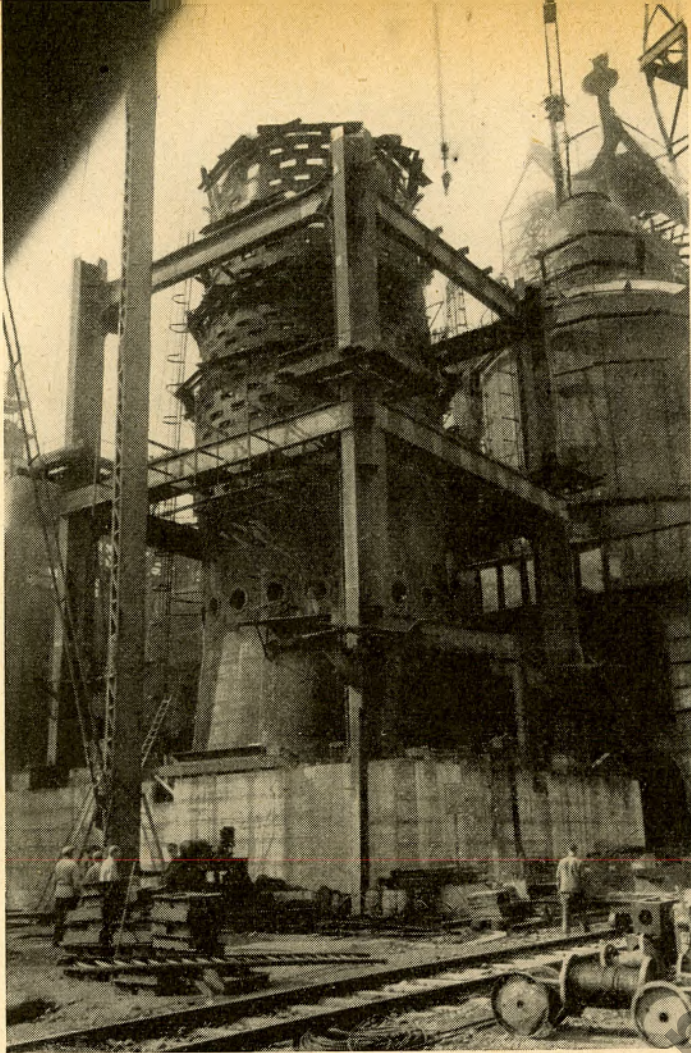


Bild 3 gibt uns ein Bild von den Schwierigkeiten der Arbeiten für das Abteufen und den Bau des Füllortes etwa 10 Meter unter Hüttensohle.

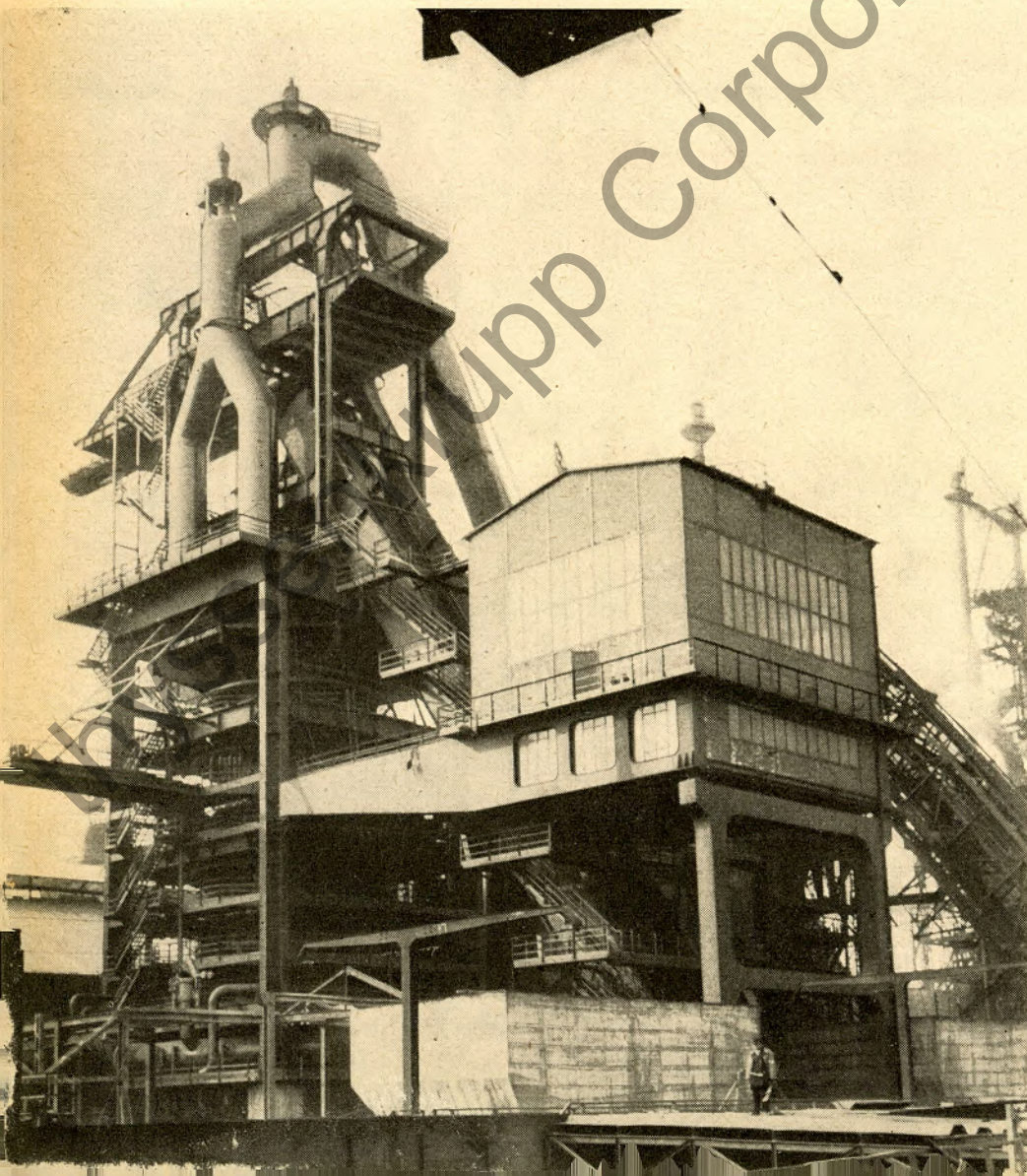
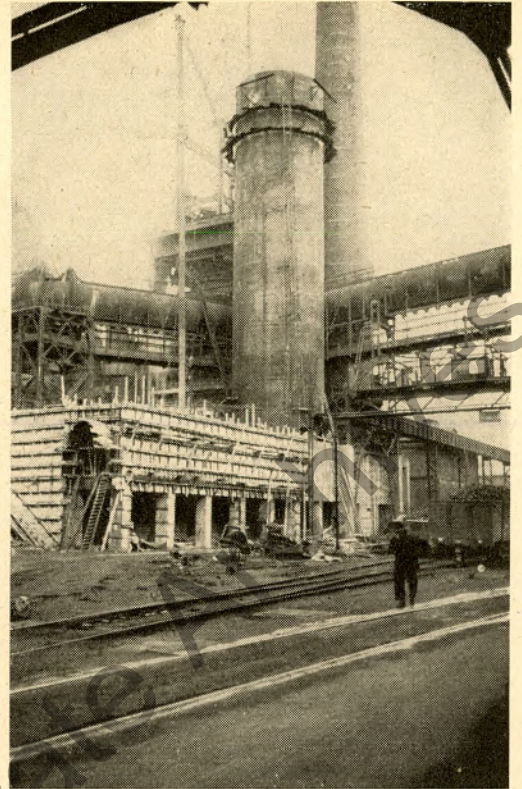
Bereits am 20. Juli 1956 (Bild 4) zeichnen sich schon deutlich die Umriss des neuen Hochofens ab. Erkennlich sind die großen runden Löcher für den Einsatz der Blasformen und im Schacht die vielen rechteckigen Öffnungen zum Einsatz für die Schachtkühlkästen. Die Säulen des Ofengerüsts halten Schritt mit dem Bau des Ofenpanzers.

Im September (Bild 5) ist der Bau des Ofengerüsts, des Ofenmantels, nahezu vollendet. Im Vordergrund sieht man die bereits fertig betonierte Erz- und Koksunkeranlage. Auch der Bau des Schrägaufzuges macht gute Fortschritte. Bild 6 und 7 lassen die Schwierigkeiten beim Bau der neuen Bunkeranlage erkennen, die sich mit ihrem Ausbau immer weiter in die alte Bunkeranlage hineinfrißt, während Zufuhr und Betrieb dieser alten Anlage in keiner Weise gestört werden dürfen. Stück für Stück werden die alten Bunkerwände abgerissen, während die über die alten Bunker führenden Gleise abgestützt werden mußten, um die Zufuhr zu den Bunkern der anderen Hochöfen aufrecht erhalten zu können.

Auch die alten Winderhitzer mußten weichen, da sie den Anforderungen eines Großhochofens nicht mehr genügten. Im November (Bild 8) ist nicht nur das neue Fundament für die Winderhitzer erstellt, sondern bereits der Mantel eines neuen Winderhitzers fertig.

Im April 1957 (Bild 9) ist der Bau des Hochofens so weit vollendet, daß er nur noch auf den Einbau der letzten Maschinenteile, der elektrischen Installation und die Fertigstellung der neuen Wasserwirtschaft wartet.

Mitte Juli dieses Jahres werden die umfangreichen und oft sehr schwierigen Bauarbeiten beendet sein, so daß der neue Ofen dann dem Betrieb übergeben werden kann.



Aus dem Geschäftsbericht 1955/56

Vorstand und Aufsichtsrat unserer Hoesch-Westfalenhütte AG gaben vor der ordentlichen Hauptversammlung den Geschäftsbericht für das neunte Geschäftsjahr vom 1. Oktober 1955 bis 30. September 1956. Wir bringen nachstehend eine Zusammenfassung aus diesem Geschäftsbericht.

Umfassende Investitionen

In der Vorwährungszeit und in den ersten vier Jahren nach der Währungsreform wurden die hauptsächlichsten Kriegsschäden beseitigt. Die Investitionen betrugen hierfür 87,5 Millionen
Von 1952/53 bis 1955/56 betrugen sie 369,5 Millionen

Von 1948/49 bis 1955/56 insgesamt 457 Millionen

Der Bericht weist darauf hin, daß auch die Jahre 1956/57 und 1957/58 im Zuge der begonnenen Werks-erneuerung noch erhebliche Investitionsbeträge aufweisen werden.

Die erforderliche Ausweitung des Werksgeländes wurde durch die Verlegung des Dammes der Dortmunder Hafenbahn nach Osten erreicht. In diesem Raum wurden das neue Stahlwerk III gebaut und eine neue halbkontinuierliche Breitbandstraße projektiert. Nördlich der Bahnstrecke Dortmund—Lünen wurde das Gelände für die neue Feineisenstraße erschlossen. Der gesamte gewonnene Raum ermöglicht für alle künftigen Investitionen rationelle und großzügige Planungen.

Zu den einzelnen Investitionen des Geschäftsjahres 1955/56 wird vermerkt:

Für den abgebrochenen Hochofen IV wurde an gleicher Stelle ein neuer Hochofen in der Größenordnung des Hochofens VI gebaut. Er soll Mitte Juli 1957 angeblasen werden.

Unter anderem wurden weiter fertiggestellt:

- das Stahlwerk III mit zwei 150-t-SM-Ofen,
- die elektrolytische Verzinnungsanlage im Kaltwalzwerk,
- der letzte Abschnitt der Grobzughalle in der Drahtverfeinerung,
- der Aufbau der Versuchsanstalt.

An großen Projekten befinden sich im Bau:

- die Feineisenstraße (Fertigstellungstermin 1957)
- und die halbkontinuierliche Breitbandstraße (Fertigstellungstermin 1958).

Eine ganze Reihe weiterer Investitionsmaßnahmen trug zur weiteren Verbesserung des Produktions-

ablaufes, der Arbeitsbedingungen und der Mechanisierung bei. Als Folge der Stilllegung des Preß- und Hammerwerkes beendete die Grubenausbauwerkstatt ihre Tätigkeit.

Oktober 1956

Höchststand der Rohstahlerzeugung

Die Rohstahlerzeugung führte zu weiteren Fortschritten bei voller Beschäftigung.

Die monatsdurchschnittliche Rohstahlerzeugung betrug

1955/56	139 765 Tonnen
1954/55	126 223 Tonnen
1953/54	111 321 Tonnen

Die höchste Rohstahlerzeugung wurde im Monat Oktober 1956 mit 166 620 Tonnen erreicht. Die Steigerung der Rohstahlerzeugung gegenüber 1954/55 betrug 10,7 Prozent. Die Versorgung mit den entsprechenden Rohstoffen war sichergestellt.

Erzeugung und Umsatz stiegen

Trotz gewisser Entspannungen am Markt und marktaufflockernden Tendenzen war die Nachfrage gut. Versand und Umsatz steigerten sich weiter, wobei die prozentual höhere Steigerung im Auslandsgeschäft lag. Gegenüber dem jeweiligen Vorjahr zeigen Erzeugung, Versand und Umsatz folgende Veränderungen:

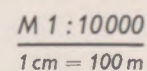
	Rohstahlerzeugung %	Versand %	Umsatz %
1955/56	+ 10,7	+ 9,2	+ 9,4
1954/55	+ 13,4	+ 18,4	+ 22,3
1953/54	+ 5,6	+ 11,0	+ 0,5

Im Oktober 1956 wurde der Stahlpreis um durchschnittlich 6,34 Prozent angehoben. Die Erhöhung vermochte trotz Aufwärtsentwicklung von Erzeugung und Umsatz nicht die gestiegenen Kosten auszugleichen. Das Jahresergebnis ging daher gegenüber dem Vorjahr zurück. Die Investitionen des Geschäftsjahres wie der vergangenen vier Jahre wurden im Durchschnitt zu 66 Prozent aus eigenen Mitteln gedeckt.

Arbeitszeitverkürzung erfordert mehr Arbeitskräfte

Die Belegschaft umfaßte am 30. September 1956 insgesamt 13 621 Personen. Das waren 441 Personen mehr als am 30. September 1955. Für die Herabsetzung der Arbeitszeit auf die normale Zeit von 48 Stunden am Hochofenwerk wurden allein 184 neue

- 



Arbeitskräfte benötigt. Durch den abgeschlossenen Lohntarifvertrag von Dezember 1955 trat ab November 1955 eine Erhöhung des Durchschnittsstundenlohnes von 2,37 DM auf 2,56 DM ein. Die Gehälter wurden um 10 Prozent angehoben.

Durch Verdienstanstieg, Lohnberichtigungen durch die Arbeitsplatzbewertung, Lohnausgleich durch Arbeitszeitverkürzung und Zunahme der Belegschaft stiegen die Löhne und Gehälter auf rund 92,3 Millionen DM. Das sind 12,6 Millionen DM mehr als im Vorjahr = 15,8 Prozent.

Erstmalig erhielt die Belegschaft eine Jahresabschlußvergütung für 1954/55 in Höhe von 18 Prozent auf den Verdienstmonat März 1956. Die im Ruhestand befindlichen Arbeiter erhielten auf Grund der gestiegenen Lebenshaltungskosten eine freiwillige Rentenaufbesserung von 30 Prozent.

Die Fragen der Heranbildung des Nachwuchses, der weiteren Förderung geeigneter Fachkräfte und die Bemühungen um den Arbeitsschutz und die Unfallverhütung nehmen einen besonderen Raum ein. 2200 Belegschaftsmitglieder erhielten Land- und Pensionsaufenthalte. 529 Erholungs- und Badekuren übernahm die Betriebskrankenkasse. In Kindererholungsheimen fanden 363 Kinder von Werksangehörigen Aufnahme. 576 Jugendliche erhielten einen 14tägigen kostenfreien Ferienaufenthalt.

158 werksgebundene beziehungsweise werkseigene Wohnungen wurden fertiggestellt. 275 Wohnungen befinden sich im Bau, und mit dem Baubeginn von 237 Wohnungen ist in Kürze zu rechnen.

Durch Gewährung von Darlehen an Belegschaftsmitglieder konnten weitere 137 Wohnungen beschafft werden. Für die Wohnungsbeschaffung wurden insgesamt 3 Millionen DM aufgewandt. Im Rahmen der sozialen Leistungen stiegen die freiwilligen sozialen Leistungen von 8,2 auf 10,7 Millionen DM.

Aktiva und Passiva

Das Sachanlagevermögen betrug am 30. September 1956 insgesamt 415,1 Millionen DM. Hinzu kommen Beteiligungen in Höhe von 60,3 Millionen DM und für unfertige Neuanlagen sowie Vorauszahlungen auf Neuanlagen 78,2 Millionen DM.

Während das Umlaufvermögen auf 103,3 Millionen DM und die Forderungen auf 60,8 Millionen DM anstiegen, wiesen die flüssigen Mittel 11,6 Millionen DM aus.

Auf der Passivseite stehen neben dem hohen Grundkapital von 225 Millionen DM gesetzliche und sonstige Rücklagen in Höhe von 77,3 Millionen DM. Die Wertberichtigungen wuchsen auf 105,8 und die lang-

und kurzfristigen Rückstellungen auf 125,4 Millionen DM an. Ebenso stiegen die lang- und mittelfristigen Verbindlichkeiten auf 122,8 und die kurzfristigen Verbindlichkeiten auf 76,6 Millionen DM an.

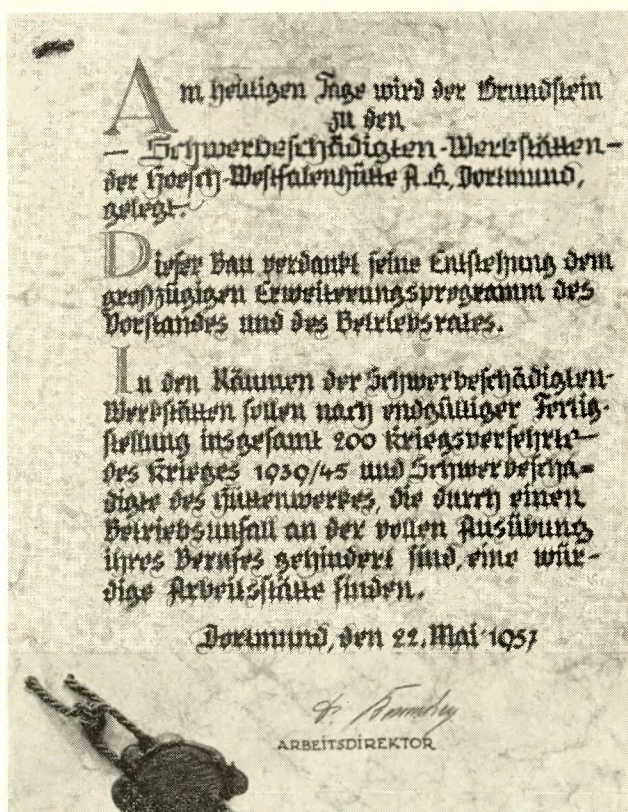
Zunahme der Abschreibungen

In der Gewinn- und Verlustrechnung treten besonders die Erhöhungen hervor für Löhne und Gehälter, Ruhebezüge und Unterstützungen, sonstige soziale Aufwendungen (von 2,2 auf 7,6 Millionen DM) und die Zinsaufwendungen. Andererseits trat eine erhebliche Senkung der ausweispflichtigen Steuern von 19,9 auf 7,4 Millionen DM ein. Die Zunahme der Abschreibungen ergibt sich aus den erhöhten Investitionen. Die Möglichkeiten der Sonderabschreibungen nach § 36 des Investitions-Hilfegesetzes wurden voll ausgenutzt und sind mit dem laufenden Geschäftsjahr beendet. Im Rahmen des Investitions-Hilfegesetzes konnte in den Jahren 1951/52 bis zum Abschluß des Geschäftsjahres 1955/56 insgesamt 127,6 Millionen DM an Sonderabschreibungen vorgenommen werden.

Es geht voran

auch beim Bau der neuen Schwerbeschädigten-Werkstätten, deren Grundstein am 22. Mai von Arbeitsdirektor Alfred Berndsen und Betriebsratsvorsitzenden Wilhelm Steegmann gelegt wurde.

Neben einer Ausgabe unserer Werkzeitschrift wurde in den Grundstein die nachstehend abgebildete Urkunde eingemauert.



Nach der „Rebellion“ der 18 deutschen Physiker

Der Weg der Uran-Kernspaltung zur thermonuklearen Fusion — Dramatisches Wettrennen zwischen den USA und Sowjetrußland

Die folgenden Ausführungen sind dem soeben erscheinenden Buch „Uran — ein Erz verändert die Welt“ von Erwin Erasmus Koch entnommen. Copyright by Athenäum-Verlag, Bonn. (176 Seiten, mit Bildern und Karten, 9,80 DM.)

„Mr. Präsident, ich bedaure, aber Sie müssen sofort nach Washington zurückkehren. Ihr Flugzeug wartet bereits“. Pressechef James Hagerty veranlaßte am 6. November 1956, dem Tage der nordamerikanischen Präsidentschaftswahlen, mit diesen Worten die überstürzte Abreise Eisenhowers aus dem 80 Meilen von der Bundeshauptstadt entfernten Gettysburg. Dwight David Eisenhower hatte im Saalbau der Stadt gerade seine Stimme abgegeben. Er wollte die nächsten Stunden mit Freunden auf seiner Farm verbringen.

Der Präsident der USA sah James Hagerty erstaunt an — und schwieg. Er entnahm der immerhin seltsamen Aufforderung, daß in der Regierungsmetropole Außergewöhnliches geschehen sein mußte. Ohne auch nur mit einem Wort vor den Umstehenden danach zu fragen, bestieg er den Kraftwagen, der ihn zum Rollfeld des Flughafens brachte.

Das Schicksal der Welt,

die Entscheidung über Leben und Tod, über den Frieden oder ein beispielloses Inferno, hing damals von Zufälligkeiten und den eisernen Nerven der Drahtzieher im Kalten Krieg ab. Sowjetische Bomber waren in großer Höhe über die Türkei nach Syrien eingeflogen. Es drohte die Gefahr, daß damit der Aufmarsch der roten nuklearen Verbände begonnen hatte. Stunden später kreuzten bereits nach der Weisung Eisenhowers Atombomber-Geschwader der USA Tage und Nächte hindurch in den Lüften. Was wäre geschehen, wenn Israel und Ägypten damals, zur Zeit der Suez-Krise, über Atombomben verfügt hätten? Die Frage bedarf keiner Antwort.

Zum zweiten Male in der Geschichte der Menschheit konnte nach dem Massaker von Hiroshima und Nagasaki das „strahlende Erz“ — Uran 235 — ungeheure Zerstörungen bewirken, vielleicht das Gefüge der Erde erschüttern. Seitdem ist die Drohung der Vernichtung durch die unkontrollierten, entfesselten Energien der Kernspaltung zum Menetekel der letzten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts geworden. Warnungen der Physiker aller Nationen vor einer Fortsetzung der Versuchsserien von Explosionen der Uran- und Wasserstoffbomben verhallten ungehört. Auch Albert Einsteins Mahnung drang nicht durch: „Es besteht die sehr reale Gefahr, daß die Menschheit durch Staub oder Regen aus radioaktiven Wolken ausgelöscht wird . . .“

Das „atomare Rüsten“ nahm seinen Fortgang

Am 13. April 1957 fand in Sibirien die dreiundzwanzigste Explosion einer Wasserstoffbombe statt. Kurz zuvor war der Tod aus dem Plankton des Pazifischen Ozeans und der Meeresbeute ahnungsloser Fischer über japanische Inseln gekommen, radioaktive Wolkenbrüche hatten Verderbnis über Südjapan gebracht. Die achtzehn bundesdeutschen Physiker hatten in ihrem dramatischen Manifest erklärt, daß auch „taktische“ Kernwaffen in ihrer Zerstörungsgewalt durchaus nicht den beiden Uran-Bomben

vom Typ „Dicker Mann“ nachstehen, die über Hiroshima und Nagasaki 1945 detonierten. Sogar der sowjetische Kernphysiker A. Lebedinsky warnte: „Weitere Atomwaffenversuche werden die Erdatmosphäre radioaktiv verseuchen. Ungeheure genetische Schädigungen drohen“. Der USA-Physiker Weaver legte der Welt eine Bilanz des Grauens vor: „Noch aus der ersten Generation des angebrochenen Uran-Zeitalters ist die Geburt einiger Tausend Gezeichneter zu erwarten, von Krüppeln, Idioten, entstellten Wesen, die von gesunden Eltern stammen. Wenigstens sechstausend noch Ungeborener werden „im fernen Asien“ mit Sicherheit der radioaktiven Verseuchung zum Opfer fallen. Mit jeder weiteren nuklearen Versuchsexplosion muß die Zahl dieser Unglücklichen von Monat zu Monat wachsen. Sie wird die 1200 unheilbar Kranken in Hiroshima und die 600 Gezeichneten von Nagasaki um ein Vielfaches vermehren.

Ein mormonischer Prediger im Sektiererstaat Colorado in den USA fragte: „Wer, wenn nicht der Teufel, gibt einigen Menschen, einer winzigen Gruppe politischer Machthaber, das Recht, die Produktion von Idioten zu verbürgen?“ Professor Karl Bechert, Direktor des Physikalischen Instituts der Universität Mainz, äußerte zu dem neuesten Stand der Atomrüstung der Weltmächte folgendes: „Sie müssen bedenken, daß eine Atombombe von der Art, wie sie über Hiroshima zur Detonation gebracht wurde, die Sprengkraft von 20 000 Tonnen TNT hat; in einer Wasserstoffsüperbombe, in der ‚Standard-H-Bombe‘, ist aber die Energie von 20 Millionen Tonnen TNT zusammengeballt. Ihr letztes Modell, das bereits durch die USA und die Sowjetunion ‚getestet‘ wurde, sieht so aus, daß eine Uranbombe die Initialzündung der ‚Verschmelzungsschicht‘ bewirkt, in der die Fusion von Wasserstoffkernen zu Helium stattfindet. Um die ‚Verschmelzungsschicht‘ ist ein Uranmantel gelegt worden, der nach der Detonation zusätzlich Hitzeenergie und zusätzliche radioaktive Verseuchung bewirkt.

Für die Größe einer solchen Superbombe gibt es technisch keine Grenze,

ohne weiteres läßt sich die Bombe auch mit einer Sprengkraft von 50 Millionen Tonnen TNT herstellen, deren Vernichtungsbereich einen Durchmesser von 700 Kilometern erreicht. Aller Luftschutz würde unzureichend sein, wenn der Fall X, der Krieg unter der Verwendung nuklearer Waffen, eintrete. Selbst wenn Teile der Stadtbevölkerung unter der Erde in Stahlbetonbunkern einen Angriff überstehen sollten, so müßte die Landbevölkerung innerhalb des ‚Vernichtungshalbmessers‘ geopfert werden. Deutschland ist gegenwärtig in eben dem Maße radioaktiv verseucht wie Japan. Wahrscheinlich befindet sich die Bundesrepublik in einem der von West nach Ost in der Stratosphäre fließenden ‚Ringströme‘, die stark mit Protium 90, einem Spaltprodukt der Uran-Kernspaltung, verseucht sind. Eine 9000 bis 11 000 Meter hohe Feuersäule schleudert bei jedem Test die radioaktive Staubasche in diese schnell die Erde umfließenden Ströme. Es kommt dann da und dort zu

Niederschlägen von Prontium 90. Das Element erzeugt Krebs. Es dringt in den Boden und wandert über den Pflanzenwuchs in den natürlichen Kreislauf. Gräser, Salate, Gemüse sind heute 'radioaktiv angespeichert', also verseucht. Wir sind so weit, daß es gefährlich werden wird, Milch zu trinken. Dabei wird der Maximalwert der radioaktiven Verseuchung erst 17 Jahre nach dem jeweiligen Wasserstoffbombentest erreicht. Die genetischen Folgen, Veränderungen der Erbmasse, sind heute bereits furchtbar. Kein Staat kann es länger verantworten, Wasserstoffbomben zu erproben."

Im August 1941 trafen sich Roosevelt und Churchill auf

dem Atlantik. Sie stimmten das Lied an:

„Vorwärts, christliche Soldaten . . .“

Zugleich veröffentlichten sie die Atlantik-Charta, die Proklamation der Menschenrechte. Ihr pflichtete auch Stalin bei. Eines ihrer Versprechen hieß, daß es fortan „Freiheit von Angst“ geben solle.

Diese tönenden Worte blieben leerer Schall. Fünfzehn Jahre später krümmten sich die Völker der Erde vor Angst. Die Zukunft scheint dunkler als je zuvor.

Sie könnte jetzt voller Verheißung sein.

Diese Entwicklung begann, als durch den Apotheker Klaproth Anno 1786 ein neues Element entdeckt wurde. Es zeigte sich in einem schwarzglänzenden Gestein, der Pechblende. Er benannte es nach dem Planeten Uranus „Uran“.

Der Zug der Uranschrüfer

Vernon Pick, einer unter Zehntausenden von Prospektoren, ratierte 1949 an einem drückenden Julitag in seinem Jeep durch die Wildnis der Felsen, die den Horizont von Moab begrenzen, der Hauptstadt des nordamerikanischen Mormonenstaates Utah. Er folgte dem Zug der Uranschrüfer, den tief ausgefahrenen Spuren aller Arten von Fahrzeugen bunt zusammengewürfelter Scharen der Glückssucher. Irgendwann, dicht neben den Bergzügen mit schneebedeckten Gipfeln, bog er vom Wege ab. Neben ihm lag auf dem Sitz griffbereit der Geigerzähler. Tage hindurch folgte der Jeep dem ausgetrockneten Lauf eines Flußbettes. Dann begann Vernon Pick zu schürfen. Schritt um Schritt setzte er das Rohr des Geigerzählers an die Felsen. Tage vergingen. Kein Vibrieren der Nadel erfolgte. Der Prospektor hatte auch die Kopfhörer seines Strahlensuchers aufgesetzt. In den Muscheln war nur totes Rauschen.

Für Vernon Pick gab es ohne einen Uranfund kein Zurück. Er hatte seine letzte Barschaft dem Kauf des Jeeps und Strahlendetektors geopfert. Aus Tagen wurden Wochen der vergeblichen Suche. Die Konservennahrung ging zur Neige. Im Lager der Prospektoren auf den Viehweiden von Moab galt Pick als verschollen, ein Verlorener, wie Hunderte vor ihm.

Eines Tages lagerte Pick ohne jede Hoffnung an einem Fluß von bräunlichen schäumenden Wassern. Er nannte ihn den dreckigen, den Muddy River. Von Durst geplagt, schöpfte der Mann Wasser. Er schüttete Milchpulver in den Becher. Es sollte den Schmutz aufsaugen. Dann trank er davon. Der Karte nach mußte er sich in den Rafael Swells befinden. Eine Zeit verging. Er fühlte plötzlich rasendes Kopfweh. Als sich der Tag neigte, merkte er, daß seine Sehkraft nachließ. Mit unsicheren Händen entfachte er vor seinem Zelt ein Feuer. In der Nacht schlief er unruhig, von Schmerzen geplagt. Am nächsten Morgen konnte er das Licht des Tages nicht mehr wahrnehmen. Er war erblindet. Stunden hindurch schrie er verzweifelt um Hilfe. Schließlich hockte er, eines qualvollen Endes sicher, auf einem der Felsen. Seine Hände griffen zufällig die Kopfhörer seines Geigerzählrohrs. Er preßte sie sich an die Ohren — und hörte ein hektisches Ticken. Es blieb, so oft er den Versuch wiederholte. Der Detektor stand auf Uran. Darüber gab es keinen Zweifel mehr. Pick lachte bitter darüber. Aber dann schien es ihm, daß ein Wunder geschehen sei. Er nahm plötzlich einen schwachen Licht-

schimmer wahr, dann sah er die Umrisse seiner Umgebung deutlicher. Seine Sehkraft kehrte zurück. Es erwies sich später, daß er Wasser mit hohem Arsengehalt getrunken hatte.

Am folgenden Tag setzte er die Suche mit dem Geigerzähler fort. Sie brachte ihm einen unerhörten Erfolg. Vernon Pick entdeckte eines der reichsten Carnotit-Vorkommen der USA. Dieser Carnotit, eine sekundäre Art der Pechblende, verfügt über den Gehalt von 20 Prozent Uranoxyd, wie spätere Untersuchungen bewiesen. Pick wurde einer der ersten Uran-Millionäre der Vereinigten Staaten. Die Kunde von Picks Erfolg trieb den Uran-Boom in den USA auf die Spitze. Während der nächsten Jahre dehnte sich das Schürfen auf 22 Bundesstaaten aus. Aber die meisten Prospektoren durchsuchten das riesige unwirtliche Gebiet der „four corners“, das Vierländereck: Colorado, Utah, Arizona und Neu-Mexiko. Sie stellten weite uranföhrnde Landstrecken fest. In den Gebirgstälern dieser Staaten wurden riesige Anlagen zur Aufbereitung der Erze gebaut. Die USA steigerten die Uranproduktion 1956 auf 3 Millionen Tonnen Uranoxyd. Sie gedenken, die Erzeugung 1957 auf 6 Millionen Tonnen zu erweitern.

Eine falsche Information

Die Zeiten des Uranmangels, die auch Nordamerika durchgemacht hatte, sind in der Erinnerung verblaßt. 1942 befand sich die nordamerikanische Union in einem ausgesprochenen Urandilemma. In New York hatte Monsieur Sengier, einer der Direktoren der Union-Minière du Haut Katanga, der großen Bergwerksgesellschaft der belgischen Kongo-Kolonie, damals ein Zweigbüro. Sengier selbst schildert es so, daß ihm der Nachrichtendienst eine Information zugespielt hatte, nach der die Deutschen an der Entwicklung einer Uranbombe arbeiten sollten. Diese Information war falsch. Mitten im zweiten Weltkrieg arbeiteten die deutschen Physiker, vor allem die Professoren Hahn und Strassmann, lediglich an der Nutzung der Urankernspaltungsenergie für friedliche Zwecke.

Kurzum, Sengier hatte die Information für bare Münze genommen und die Verschiffung einer Ladung von tausend Tonnen Uranoxyd aus Belgisch-Kongo nach den USA veranlaßt. Das war in aller Stille geschehen. Sogar die USA-Regierung wußte nichts davon.

Eines Tages, im Jahre 1942, erschien ein Colonel des „Manhattan-Projekts“, so lautete die Tarnbezeichnung für die amerikanischen Arbeiten an der Uranbombenproduktion, im Büro des Monsieur Sengier. Ob es wohl möglich wäre, daß aus dem Hohen Katanga „einige Tonnen“ Uran geliefert werden könnten, fragte der Colonel.

Sengier verblüffte seinen Gast mit einer Gegenfrage. Wieviel Tonnen es sein sollten, ob vielleicht tausend Tonnen genügten?

Der Colonel glaubte sich verhöhnt. Aber Sengier blieb ernsthaft und wiederholte die Frage in der Form eines Angebotes. — „Die tausend Tonnen lagern in den Docks meiner Gesellschaft.“ Mit dieser Feststellung war die Durchführung des späteren epochalen Versuches der Inangangsetzung des ersten Atommeilers der Welt gesichert.

Die kontrollierte Kettenreaktion

Der Physiker Fermi hatte das Italien Mussolinis seiner jüdischen Frau Laura wegen verlassen und bei Oppenheimer in Los Alamos (Neu-Mexiko) eine hochdotierte Anstellung gefunden. In seiner Person vereinte sich die seltene Kombination des theoretischen und experimentellen Physikers. Ihn nahm der Gedanke ein, die kontrollierte Kettenreaktion in Gang zu bringen. Sie mußte nach allen Ergebnissen der Forschung gelingen.

Am 2. Dezember 1942 befanden sich Fermi und ein Kreis von Wissenschaftlern auf dem Sportplatz der Universität von Chicago. Die Uhr zeigte auf 9.45. Unter der Erde war sorgsam ein Atommeiler angelegt worden. Ihn begrenzte ein quadratischer Holzrahmen, in dem abwechselnd über- und nebeneinander Ziegel des Uranisotops 235 und von

Graphit geschichtet lagen. Der Graphit sollte als Bremser, „Moderator“, dienen. Im Uranblock waren Bohrungen, in die beste Neutronenfänger eingetaucht wurden. Ihre Aufgabe bestand darin, die vorzeitige Kettenreaktion zu vermeiden.

Bereits am späten Abend des 1. Dezember war die „kritische Masse“ erreicht worden. Die Zahl der Neutronen hatte ständig zugenommen. Nach einem Hochziehen der Regelstäbe würde die Kettenreaktion, die sich fortwährend vollziehende Spaltung des Uranatoms 235, unmittelbar beginnen. Aus der Spaltung des Urans 235 entstehen weitere Neutronen. Der das Uran umgebende Graphit fängt sie auf und reflektiert sie mit verlangsamer Geschwindigkeit auf das Uran zurück. Die U-235-Atome haben die Aufgabe, die langsam weiterglimmende Kettenreaktion beständig zu erhalten und durch ihre Spaltung genügend viele Neutronen zu erzeugen.

„Es ist geglückt!“

Am 1. Dezember 1942 stand ein welthistorisches Ereignis unmittelbar bevor. Fermi ließ um 9.45 Uhr des nächsten Tages bestimmte Sicherungsstäbe hochziehen. Um 10.02 Uhr ordnete er die Lüftung des letzten Notfallstabes „Zipp“ an. Blattschreiber registrierten Geschwindigkeit und Menge der entstehenden Neutronen. Jetzt mußte etwas geschehen — aber es geschah nichts! Stunden verstrichen. Um 3.20 Uhr entschloß sich Fermi zum äußersten Wagnis. „Zipp“ mußte nochmals 15 und schließlich weitere zweieinhalb Zentimeter gelüftet werden. Enrico Fermi wirkte

ruhig, die Gruppe der Wissenschaftler starrte gebannt auf ihn. Plötzlich erhellte sein Gesicht ein Leuchten. Er sagte gelassen: „Es ist geglückt!“

Dieser Atommeiler war die erste, sich selbst erhaltende Uranbatterie. Im Meiler entstand kontrollierte Bewegungsenergie. Sie setzte sich in Wärme um. Das Geheimnis dieses Meilers hat fünf Jahre später der Physiker Dr. Klaus Fuchs an die Sowjets verraten.

Auf Fermis Versuch folgte das lawinenartige Anschwellen der Urannachfrage. Kanadas Regierung entschloß sich 1948/49, das Schürfen auf radioaktive Minerale allgemein freizugeben.

Im Laufe des folgenden Booms wurden innerhalb des Präkambrischen Schields, einer geologischen Formation von Urgestein — sie verläuft von der Hudson Bay nordwestlich zum arktischen Wendekreis und ostwärts durch Labrador —, mehr als 1000 radioaktive Vorkommen festgestellt, unter ihnen das Beaverlodge-Gebiet nördlich des Athabasca-Sees, das Blind-River-Revier in Ontario, das Minenfeld der Crackstone-Halbinsel, das Cup-Lake-Revier, die Pechblende-Distrikte von Black-Lake und das Lac-la Ronge-Feld, von Foster-Lake und Beaver-Lake, von Reindeer und Charlebois-Spreckle-Lake. Kanada setzte sich an die Spitze der fünf großen westlichen Uranmächte neben die USA. Es folgen Australien, Belgisch-Kongo mit den Katanga-Vorkommen und Südafrika. Die Gesamtheit der Vorkommen dieser Staaten wird aber wohl der Uranreichtum des Antarktischen Kontinents übertreffen. Die Staaten, auch Sowjetrußland, versuchen nach den großen Uranfeststellungen des Engländers Stonhope die Erschließung des sechsten Erdteils einzuleiten.

Wer alles tun will, tut nichts

Es gibt heute kaum Menschen, die noch Zeit haben. Es gehört fast zum guten Ton, vielbeschäftigt zu wirken. Tatsächlich haben wir weniger Zeit als früher, wenn auch nicht so wenig, wie oft vorgegeben wird.

Wir leben in stärkerer Zusammenballung. Wir erhalten mehr Anregungen. Wir haben dazu technische Einrichtungen, die diese ständige Vermittlung von Anregungen und Nachrichten erhöhen: das Telefon, das Radio, den Fernsehapparat, von der Flut von Zeitungen und Zeitschriften ganz abgesehen. Wir werden einfach mit der Zeit nicht fertig, weil wir diese vielen Anregungen und Eindrücke nicht mehr genügend sortieren.

Der Tag hat immer noch wie vor 1000 Jahren 24 Stunden. Wir haben unsere Freizeit und unser Familienleben auf ein Minimum zusammengedrängt; übrigens, wie die zahlreichen Managerkranken erweisen, ebenfalls zum Nachteil. Wie kommt das letzten Endes? Wir unterscheiden nicht mehr zwischen wichtig und unwichtig. Wir lesen alles, was die Sekretärin auf den Schreibtisch bringt. Wir glauben, uns entgeht etwas, wenn wir nicht die gesamte Fachliteratur am Wochenende mit nach Hause nehmen. Jedem, der um einen Termin bittet, gewähren wir in einem noch so beengten Zeitplan eine halbe Stunde. Wir führen lange

Besprechungen, wo ein Telefongespräch genügt. Wir wollen alles hundertprozentig tun, wir wollen eine perfekte Leistung, wir wollen nichts auslassen. Wir sind so unvollkommen mit unserer Zeiteinteilung, weil wir Perfektionisten geworden sind. Das ist unser Fluch. Und der Ausweg ist eine stärkere Selektion unseres Tuns, eine stärkere Konzentration auf das Wesentliche, eine Beschränkung auf ein Teilgebiet. Wer alles tun will, tut nichts, sagt schon ein altes chinesisches Sprichwort. Oft tun wir viel, zuviel und daher nichts. Das Erfüllen des Terminkalenders, das sogenannte Absolvieren des „6-Tage-Rennens“ während der Woche, ist noch nicht Ergebnis unserer tatsächlich geleisteten Arbeit. Entscheidend ist, was dabei herausgekommen ist.

Etwas weniger Geschäftigkeit dämpft die Gefahr der Perfektion beträchtlich. Wir wollen und sollen nicht Maschinen werden in unserer Arbeit. Sie arbeiten korrekt, bis sie kaputt sind, dann werden sie ersetzt. Das geht bei uns Menschen nicht. Wir sind schon in verhältnismäßig jungen Jahren verbraucht und kosten im wahrsten Sinne des Wortes mehr, als wir in den wenigen Jahren des Managertums zu schaffen vermochten. Eine richtige Kalkulation gilt nur auf lange Sicht, bei uns für ein Menschenleben. Darum weg vom Fluch der Perfektion.

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Otto Wölki, Maschinenabteilung Hochofen: Zur Kiesfilteranlage wird auf Grund des Vorschlages eine neue Windleitung vom Hochofengebläse gelegt, so daß dann die Drosselklappenstellung der Hochöfen VI und VII keinen Einfluß mehr auf das Spülen der Filter haben. Störungen werden hierdurch vermieden.

Johannes Klink, Elektrotechnische Abteilung: Die Abdichtung für die Motorlagerdeckel an der Granulierung hat sich als zweckmäßig erwiesen. Die anderen Motoren in der Granulierung sollen ähnlich eingerichtet werden, so daß diese dann besser gegen Staub und Witterungseinflüsse geschützt sind als bisher.

Fritz Salmen und Fritz Hahn, Maschinenabteilung: Durch die Änderung des Preßwasser-Rohrverschlusses wird eine Unfallmöglichkeit verhindert. Die auf dem Telesko-Bodeneinsatzwagen arbeitenden Bedienungsleute sind hierdurch weniger einer Unfallgefahr ausgesetzt.

Friedrich Giese, Breitbandwalzwerk: Durch eine Veränderung der Hebearme an den Abstreifern für breite Bänder wird eine wesentliche Störungsquelle vermieden. Ein weiterer Hinweis auf die Führungen vor dem Endhaspel wird zu einer weiteren reibungslosen Produktionsweise führen.

Philippus Kielburger, Maschinenabteilung: Der zweite Schalter ist im Walzwerk VIII angebracht worden. Der Ofenmann hat jetzt ein leichteres Arbeiten und der Maschinist eine bessere Sicht. Die Unfallmöglichkeiten wurden dadurch ebenfalls vermindert.

Horst Albers, Halbzeugstraße: Die Führungsleisten am Rollgang der Fliegenden Schere wurden nach dem Vorschlag erhöht. Der Bedienungsmann ist jetzt wesentlich besser geschützt.

Hugo Kaethler, Maschinenabteilung Stahlwerk III: Die Schlagbäume und Geländer am Fahrdamm vor der Kesselanlage Stahlwerk III wurden angebracht. Der Weg zum Schalthaus erscheint jetzt gesicherter.

Rudolf Orth, Maschinenabteilung Stockheide: Durch eine kleine Änderung an dem bisher üblichen Verladehaken für Drahringe der Schwellenschweißerei wird ein einfacheres Verladen des

Jubilare Juli 1957

40

FEIERABEND, ANTON

Eisenbahn-Abteilung

OTLEWSKI, VINCENZ

Maschinen-Abteilung

ISING, PAUL

Maschinen-Abteilung

25

AUG, RUDOLF

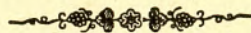
Kaltwalzwerk

Dipl.-Ing. PUDLICH, KARL

Breitbandwalzwerk

SCHUY, KURT

Lohn- und Tarifwesen



Verdienstvolle Mitarbeiter

Drahtes ermöglicht. Der Haken bleibt jetzt auch im beladenen Zustand waagrecht hängen. Dadurch behält der Kranführer bei seinen Fahrten eine bessere Übersicht.

Manfred Diegner, Walzwerk V: Durch die auf seinen Vorschlag hin vorgenommene Änderung des Abfahrstiches an der Blockwalze ist es bei der Walzung von einigen Profilen möglich, zwei Stiche auf dem Vorgerüst wegfällen zu lassen. Hierdurch werden bei der Walzung dieser Profile zwei Mann eingespart. Außerdem treten eine Arbeitserleichterung der Vorwalzer und eine Erhöhung der Walzgeschwindigkeit — also Leistungssteigerung — ein. Gleichzeitig vermindert sich der Schrottanfall. Die Arbeitsweise nach der neuen Art hat sich bisher sehr gut bewährt.

Herbert Austermann, Maschinenabteilung Hochofen: Bei der Bedienung der Reingasfackel II und der Theisenfackel ergaben sich an der Lastwinde sehr oft Schwierigkeiten durch technische Störungen. Der Bremsvorgang in der Anfang- oder Endstellung war meist zu zögernd, so daß sich Schlappseile bildeten, die sich dann beim Wiederanlaufen verwickelten und Schäden anrichteten. Manche Reparatur an diesen Geräten dauerte drei bis vier Tage. Durch die von Austermann entwickelte Oldampfauflaufbremse werden Störungen restlos vermieden. Die erste Ausführung hat sich so gut bewährt, daß sie auch an der Reingasfackel I angebracht werden soll.

Anton Bartsch, Walzwerk IV/V: Nach seinem Vorschlag ist die Kalibrierung der Blockwalze im Walzwerk V insofern abgeändert worden, als an Stelle der kleinen Spießkantkaliber eine zweite Flachbahn eingedreht wird. Hierdurch verringert sich die Stichfolge auf der Fertigstraße, das heißt, der Walzablauf wird vereinfacht. Eine Leistungssteigerung bei zwei Sorten Flacheisen ist hierdurch erreicht worden und gleichzeitig eine Verminderung des Schrottanfalls.

Nachstehende Belegschaftsmitglieder erhielten Belohnungen vom Werk:

Gustav Heitkamp, Drahtverfeinerung
Kurt Tolksdorf, Walzwerk III
Franz Richter, Halbzeugstraße
Hans Dreesbeimick, Maschinenabteilung.

WIR KOMMENTIEREN UND GLOSSIEREN

Technischer Fortschritt — neue Verantwortung

Die technischen und sozialen Folgen der Automation und anderer technischer Entwicklungen einschließlich der industriellen Anwendung der Atomenergie hat der Generaldirektor der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO), D. A. Morse, in einem Bericht für die 40. Sitzung der Internationalen Arbeitskonferenz im Juni in Genf aufgezeigt. Vor Regierungsvertretern, Arbeitnehmern und Arbeitgebern analysierte er den internationalen Fortschritt durch die neuesten technischen Entwicklungen der letzten Jahre. Automation und Atomenergie bringen neue Probleme für Beschäftigung, Fertigung, Nachwuchsbildung, Geschäft, Arbeit, Lohn, industrielle und soziale Sicherheit. Die ILO-Konferenz soll vor allem die Planung des technischen „Umbruchs“ innerhalb der Unternehmen und die Bedeutung dieser Entwicklung für die innerbetriebliche Zusammenarbeit beraten.

National und international, sagt D. A. Morse, nehmen wir damit eine spezielle Verpflichtung auf uns. Sie erfordert „die Zusammenarbeit aller Menschen in jeder Nation“.

Die Folgen der Automation und Atomenergie

In 10 Thesen umreißt D. A. Morse die Folgen der Automation und Atomenergie für die Wirtschaft:

1. Automation, Atomenergie und die damit zusammenhängende technische Entwicklung ermöglichen, mehr Güter zu produzieren als bisher und Dinge herzustellen, die früher nicht erzeugt werden konnten.
2. Sie geben einen großen Antrieb zur Verwirklichung eines höheren Lebens- und Arbeitsstandards.
3. Sie berechtigen zu großer Hoffnung für die weitere Entwicklung der industriell weniger fortschrittlichen Länder.
4. Sie schaffen nicht notwendigerweise Arbeitslosigkeit.
5. Sie bieten vielmehr neue Möglichkeiten der Beschäftigung und der Fertigung, um neuen Bedürfnissen gerecht zu werden.
6. Gleich allen technischen Neuerungen bedingen sie eine Neuverteilung innerhalb der Unternehmen und von einer Industrie und Fabrik zur anderen sowie von einem Ort zum anderen.
7. Sie bringen auf allen Ebenen spezielle Übergangsprobleme, besonders Aufgaben der Wiederbeschäftigung in bestimmten Gebieten, für bestimmte Gruppen von Arbeitnehmern und für einzelne Arbeiter.
8. Sie beeinflussen direkt und unverzüglich Löhne und Arbeitsverfassung sowie die zentralen innerbetrieblichen Beziehungen.
9. Sie rufen ebenfalls Folgerungen für die Struktur der sozialen Sicherheit hervor: für die Arbeitslosenversicherung und andere Formen des sozialen Schutzes, für die soziale Fürsorge und die allgemeine Wohlfahrt.
10. Schließlich bieten Automation und Atomenergie Rückwirkungen für die Betriebsführung, die Gewerkschaften, Regierungen und burden jeden von ihnen neue Verantwortung und neue Aufgaben auf.

Die größte Bedeutung mißt der ILO-Generalsekretär der Zusammenarbeit zwischen der Betriebsleitung und den Arbeitnehmern zu. Beide Seiten sollten auf allen Stufen gemeinsam beraten, in gegenseitigem Vertrauen handeln, bei der Einführung von Automation und Atomenergie übereinstimmen und den Nutzen aus technischen Verbesserungen gerecht teilen.

Die Chancen der Automation für Europa

In den letzten Wochen sind die Vor- und Nachteile des künftigen Gemeinsamen Marktes nach allen Seiten beleuchtet und diskutiert worden. Dabei wurde aber oft ein wichtiger Faktor in seinem Gewicht zu wenig beachtet. Der Markt von künftig 160 Millionen Menschen schafft nicht nur bessere Möglichkeiten der Produktion und einen gesicherten, größeren Absatzmarkt, auch die Aussichten auf eine grundlegende Vereinfachung unserer sich immer mehr komplizierenden Verwaltungsapparaturen sind erheblich gestiegen. Fast täglich hören wir von der Mechanisierung oder gar Automatisierung unserer Verwaltungen in dem Bereich, der bei genügend vorliegenden Massenvorgängen „konfektioniert“, sozusagen am Fließband erledigt werden

Das Geheimnis der schöpferischen Leistung

Zwei Charaktereigenschaften sind es, die den führenden, überdurchschnittlichen Menschen von seinen Mitmenschen unterscheiden: Wißbegier und Unzufriedenheit. Es gibt keinen hervorragenden Menschen, dem diese beiden Eigenschaften fehlen — und keiner von den weniger Erfolgreichen besitzt beide. Die beiden Charakterzüge gehören zusammen. Ohne Unzufriedenheit wird Wißbegier zur müßigen Neugier. Ohne Wißbegier bleibt Unzufriedenheit bloße Nörgelei. Gekoppelt bedeuten diese Impulse weit mehr als nur Ehrgeiz. Galilei war keineswegs nur ehrgeizig, als er verschieden schwere Gegenstände vom schiefen Turm von Pisa fallen ließ und ihre Fallzeit bestimmte. Auch der französische Naturforscher Jean Henri Fabre nicht, als er Tag für Tag neben Ameisenhöhlen saß, um den Unterschied zwischen Instinkt und Erfahrung zu erforschen. Diese Männer waren, wie alle, deren Name in die Geschichte einging, wissensdurstig und fragten: „Warum?“ Und sie waren nicht zufrieden, weil es keine stichhaltigen Antworten gab. Zum Glück müssen Wißbegier und Unzufriedenheit nicht erlernt werden. Wir müssen sie nur zurückerobern. Jedes gesunde Kind ist ein strampelndes, schreiendes Bündel dieser beiden menschlichen Triebe. „Der Mann ist groß“, sagt Mengtse, der chinesische Weise, „der sich sein kindlich Herz bewahrt.“ Jedoch die meisten von uns verlieren es. Wir stellen keine Fragen mehr. Wir geben uns zufrieden mit dem Gewohnten. Wir fallen in den Trott der Menge. Und die Menge verlangt nur nach dem leidenschaftslosen, geruh-samen Mittelmaß. Sie verleitet dazu, die eigenen vier Wände für die Welt zu halten und ja nicht den Sprung ins Ungewisse zu wagen, sondern selbstzufrieden dahinzuleben. Gehst du aber auf eigene Faust auf Entdeckungsfahrt, so wirst du wohl manchmal den Kontakt mit der „Masse“ vermissen, aber niemals einsam sein. In unzähligen Büchern warten neue Freunde darauf, sich mit



dir zu unterhalten: Leonardo da Vinci, wohl der wißbegierigste und unzufriedenste Mensch, der je gelebt hat; Shakespeare, Leibniz und Newton, Pasteur und Robert Koch werden helfen, deine Wißbegier neu zu wecken, dich aus deiner Zufriedenheit aufzuscheuchen, damit du nie wieder auf den Gedanken kommst, die Welt sei gut, so, wie sie ist; nie wieder wirst du träge abseits sitzen, während eine Frage offenbleibt, auf die du vielleicht eine Antwort finden könntest.

Warum sind wir oft so müde?

Kommt es Ihnen so vor, als ob Sie zu leicht ermüdeten? Fühlen Sie sich oft ohne ersichtlichen Grund ganz „kaputt“? Wachen Sie manchmal müder auf, als Sie schlafen gegangen sind? — Wenn Sie zu diesen Fragen nur ein müdes Ja nicken, trösten Sie sich — Sie sind keineswegs allein. Zeitweise spüren die meisten Menschen diese beunruhigende Mattigkeit. Was ruft nun das Gefühl der Müdigkeit hervor? Die meisten Sachverständigen stimmen, wie die Monatsschrift „Das Beste aus Readers Digest“ in

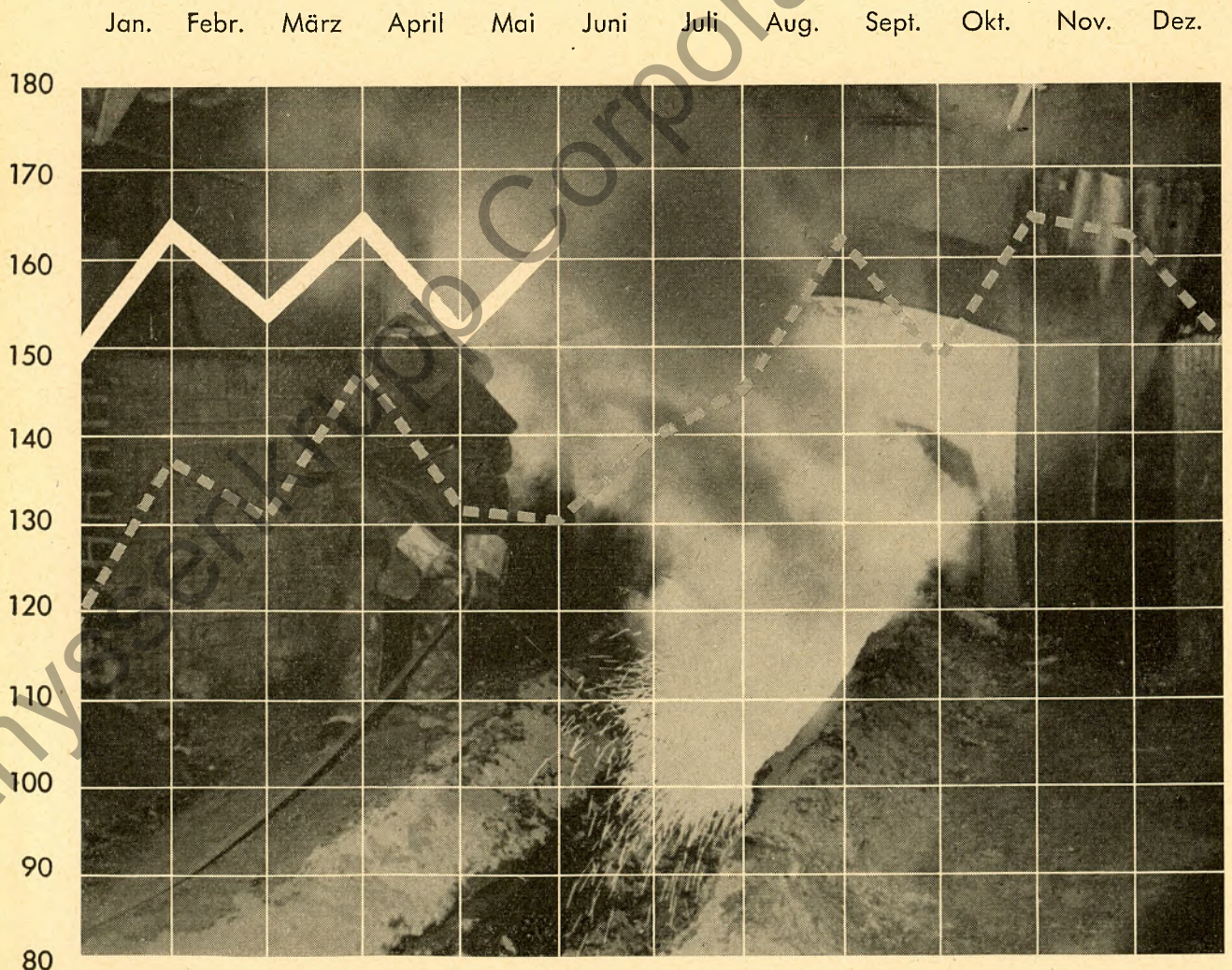
kann. Voraussetzung einer derartigen Entwicklung sind ebenso wie bei der Fertigung und wie beim Absatz das Vorhandensein eines genügend großen Raumes und einer genügend großen Zahl von Vorgängen. Die sich auf diese Weise ergebenden Möglichkeiten in einem Gemeinsamen Markt lassen sich heute noch nicht ablesen, aber wir erhalten eine Vorstellung, wenn wir Vergleiche mit der Entwicklung in den Vereinigten Staaten ziehen.

Der höhere Grad der Produktivität,

der Vorsprung in der Mechanisierung und Automatisierung, auch in den Bereichen der Verwaltung, ist bedingt durch den größeren Raum und die größere Zahl von Menschen, die in einen gemeinsamen Funktionsplan einbezogen ist. Auch die Entwicklung in der UdSSR vom Agrarstaat noch vor 40 Jahren zu einem hochindustrialisierten Wirtschaftskomplex wird nur erklärlich durch das Überspringen mehrerer Wirtschaftsphasen zu einer hochmechanisierten Wirtschaftseinheit. Abgesehen von der politischen und wirtschaftspolitischen Notwendigkeit, die ein gemeinsames Europa geradezu erzwingt, dürfte auch der höchste Grad Produktivität im Einsatz neuester technischer Mittel im inneren Gefüge der zahlreichen Verwaltungen von der Bildung des größeren Raumes abhängig sein.

Aus diesem Grunde wird man auch im September in Mailand auf einem wissenschaftlichen Kongreß der Montanunion über die Möglichkeiten der Automation beraten. Viele Einwände sind noch heute vorzubringen, jede Neuformation bringt Umstellungen und zunächst schmerzhaft Veränderungen im bisherigen Gefüge. Aber wenn wir über den bisherigen engen Zaun blicken, sehen wir bald die Chancen.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG



— Jahresdurchschnitt 1956 = 146 306 t Nachkriegshöchstherzeugung Oktober 1956 = 166 620 t Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123 536

Zuviel oder zuwenig Menschen?

Man hört wieder viel von hypothetischen Rechnungen über die Zunahme der Weltbevölkerung in den nächsten 100 Jahren. Bei gleichbleibender Entwicklung der Geburten- und Sterblichkeitsziffern würde sich die Zahl der Menschen von 1956 bis 2050 etwa von zweieinhalb auf über neun Milliarden erhöhen. Nehmen wir an, die Relation der Geburten- und Sterbequoten bliebe gleich (keinesfalls sicher), würden in 100 Jahren etwa dreieinhalbmal soviel Menschen die Erde bevölkern wie heute. Hätten sie überhaupt genug Nahrung, ausreichend Wohnung? Würden nicht gewaltige Ballungszentren entstehen, etwa wie heute in New York? Würde es überhaupt bei fortschreitender Technisierung oder gar Automatisierung genügend Beschäftigungsmöglichkeiten geben, oder wäre etwa die Hälfte der Menschheit arbeitslos? Die Sorge um ausreichende Beschäftigung drängt sich zweifellos auf, wenn die zunehmende Technisierung Arbeitskräfte spart. Man kann diese Überlegung sicherlich nicht in wenigen Zeilen beantworten, aber einige Thesen seien hierzu kurz aufgeführt:

Es ist nicht anzunehmen, daß die Zunahme der Weltbevölkerung unvermindert anhält. Bisher brachte die Technisierung eine Abnahme der Geburtenquoten (Großstadtbildung), aber auch eine Rückläufigkeit der Sterbequoten (Erhöhung der Lebenserwartung um etwa 20 Jahre). Die Ausbreitung der Zivilisation und Technik auf die Völker Asiens und auch Afrikas wird die bisherige starke Zunahme der Bevölkerung in diesen Gebieten bremsen (Beispiel Japan).

Die Ernährungsmöglichkeiten konnten in den letzten 100 Jahren durch Modernisierung der Anbaumethoden und durch Erschließung neuer Anbaugelände etwa parallel zu den Anforderungen der zunehmenden Bevölkerung gesteigert werden. Noch weite Gebiete der Erde warten auf die Nutzbarmachung. Auch im Meer bieten sich noch große Möglichkeiten der Nahrungsgewinnung (Plankton).

Der Gefahr von Ballungszentren wird schon heute in den Industrieländern wirksam begegnet. Die heutige Tendenz der in den Fabriken tätigen Bevölkerung ist auf das Land gerichtet. Höchster Traum ist ein eigenes Häuschen mit einem kleinen Garten. Die Großstadtbildung wird nicht mehr in dem Maße wie in den letzten 100 Jahren erfolgen. Viele Industrien entstehen heute entweder in der Nähe von Klein- oder Mittelstädten oder gar auf dem flachen Land.

Durchleuchtung der Betriebe

Die Gefahr der Beschäftigungslosigkeit ist aus den verschiedensten Gründen bei zunehmender Technisierung oder Automatisierung nicht vorhanden. Automatisierung bedeutet nicht etwa Einschränkung der menschlichen Arbeitsleistung überhaupt, sondern menschlicher körperlicher Arbeitsleistung. Dagegen nimmt die Verwaltung in ihrer Ausdehnung immer mehr zu. Das letzte Wort über die Automatisierung der Verwaltung und über die Einsparung von Arbeitskräften ist noch nicht gesprochen. Die Möglichkeiten der Durchleuchtung der Betriebe und der Errechnung von Zwischen- oder Endwerten wird um vieles größer. Aber die Einsparung der menschlichen Arbeitskraft in den Büros ist noch nicht geklärt. Darauf kommt es auch gar nicht an. Wir wollen ja nicht unsere künftigen Jahrzehnte im seligen Nichtstun verbringen. Wir sind froh, wenn wir unsere Arbeitszeit auf 40 oder vielleicht sogar noch weniger Stunden in der Woche werden verkürzen können. Wir haben aber auch schon die Gegenrechnung seit Jahren für diese Annehmlichkeiten in größerer Abnutzung unserer Nerven durch Lärm, Verkehr, weite Anfahrtswege präsentiert bekommen.

Wie die Entwicklung auch verlaufen mag, wir müssen darauf bedacht sein, unsere Produktivitätsleistung je Kopf der Weltbevölkerung zu halten oder zu erhöhen. Nur darauf kommt es volkswirtschaftlich oder besser gesagt weltwirtschaftlich an. Vorerst brauchen wir noch keine Sorge zu haben, etwa uns gegenseitig zu treten oder gar zu verhungern.

ihrer Novemberausgabe schreibt, darin überein, daß Müdigkeit eine Schutzreaktion gegen zu große Anspannung ist, eine Warnung, daß irgendwelche Anforderungen an unseren Körper, unseren Geist oder unsere Gefühle einen gefährlichen Grad erreicht haben. Lange Zeit hat man in weiten Kreisen angenommen, daß unsere Muskeln irgendein „Müdigkeitsgift“ ausschütten. Dann begann die Wissenschaft, die Versorgung des Körpers mit Betriebsstoffen zu studieren. Sie stellte fest, daß unsere Reserven an Sauerstoff und Blutzucker erstaunlich gering sind. Sind sie erschöpft, beginnen die Muskeln Mangel zu leiden und zu streiken — etwa wie ein Motor stottert, dem man die Luft- oder Benzinzufuhr drosselt. In der Ruhe brauchen wir nur etwa 150 Kubikzentimeter Sauerstoff in der Minute. Sobald wir aber eine Arbeit verrichten, schnell unser Sauerstoffbedarf raketenartig in die Höhe. Er kann auf 26 Liter in der Minute ansteigen. Unsere Lungen hingegen können nur etwa bis zu vier Liter frischen Sauerstoff in der Minute anliefern. Wir müssen also den Rest des Sauerstoffs, den der Körper verbrennt, aus den Vorräten „borgen“, die wir in unseren roten Blutkörperchen gespeichert haben. Das sind im ganzen nicht mehr als 25 Liter.

Auch geistige Arbeit und starke Gemütsbewegung ermüden uns körperlich. Obwohl das Gehirn nur zwei Prozent des gesamten Körpergewichts ausmacht und keine mechanische Arbeit zu leisten braucht, beansprucht es doch 14 Prozent des gesamten Blutumschlages und verbraucht 23 Prozent unserer Sauerstoffzufuhr sowie einen großen Teil des Blutzuckers. Da es keine eigenen Reserven besitzt, bedarf es einer dauernden Anlieferung dieser Stoffe durch das zirkulierende Blut. Unterbricht man diese Zufuhr auch nur für wenige Minuten, so fällt das Gehirn in einen Dämmerzustand. Ein Ausfall von knapp acht Minuten richtet nicht wiedergutmachenden Schaden an, und die Gehirnzellen sterben ab. Bei heftigen Gemütsregungen greift der Mensch seine Energiereserven stark an. Jede Erregung, wie Wut oder Angst, löst einen Adrenalinstoß aus und läßt das Hormon der Nebenniere durch das Blut kreisen. Der Mensch holt tiefer Luft, sein Herz schlägt lebhafter und dabei verbraucht er eine Extraration Sauerstoff und Zucker. Wenn die Anspannung zu Ende ist und die Adrenalinzufuhr aufhört, fühlt er sich völlig erschöpft. — Chronische Müdigkeit ist oft ein Zeichen physischer Erkrankung. Der „Ermüdungsmechanismus“ des Körpers verhindert alle unnötigen Anstrengungen und spart alle Energien auf, um die Krankheit niederzukämpfen.

Gegen die Müdigkeit können Drogen, aufputschende Mittel und andere Kunstgriffe, die Müdigkeit zu verschieben, ganz nützlich sein. Aber nur, wenn sie dazu benutzt werden, uns durch eine kurzfristige Notlage hindurchzusteuern. Niemals können sie die natürlichen Methoden, uns von der Müdigkeit zu heilen, ersetzen — Schlaf und Ruhe.

Dr.-berg

Meist ist Unvernunft die Quelle

bitterböser Werksunfälle



Bis 1956 hat sich die Rohstahlerzeugung der Welt je Kopf der Bevölkerung gegenüber dem Durchschnitt der Jahre 1936 bis 1938 fast verdoppelt und beläuft sich auf rund 105 kg je Kopf der Bevölkerung. Die Rohstahlerzeugung wuchs von 1955 auf 1956 in den Ländern der Montanunion um 7,1 Prozent an (Bundesrepublik 7,3 %). In der Sowjetunion machte der jährliche Zuwachs 5,6 Prozent aus.



Die Automobilindustrie der Bundesrepublik verbrauchte im vergangenen Jahr 1,710 (1955: 1,542) Millionen Tonnen Eisen und Stahl. Den stärksten Bedarf (1,3 Millionen Tonnen) verzeichneten Walzwerke für Fertigerzeugnisse. Gießereien benötigten 253 000 Tonnen. Neun Prozent der Gesamtproduktion von Walzwerkfertigerzeugnissen verbrauchte der Kraftfahrzeugbau.

TECHNIK und PRODUKTION

Europa im Jahre 1960

Die Markt- und Investitionsbedürfnisse sowie der Arbeitsmarkt und die Lohnpolitik in den Mitgliedsländern der OEEC werden in einer umfassenden Studie über die voraussichtliche Entwicklung der großen Wirtschaftsgebiete innerhalb des Europäischen Wirtschaftsrates im zweiten Teil des OEEC-Jahresberichtes dargestellt. Die Studie trägt den Titel „Europa im Jahre 1960“ und ist ein Versuch, die Entwicklung nach den wichtigsten Branchen vorzuschätzen.

Der Bericht geht von der Annahme aus, daß die Expansionsmöglichkeiten der europäischen Wirtschaft auch für die nächsten fünf Jahre günstig beurteilt werden können. Danach wird der hohe Beschäftigungsgrad beibehalten werden und die Produktivität weiter rasch steigen. Das nationale Rohprodukt wird nach den Schätzungen im Bericht bis 1960 um 17 Prozent wachsen. Da sich die Zahl der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte jedoch nur noch um 2,8 Prozent erhöhen wird gegenüber 8,5 Prozent von 1950 auf 1955, wird allerdings das Rohprodukt nicht mehr so schnell steigen wie zwischen 1950 und 1955.

Es wird angenommen, daß sich die laufenden öffentlichen Ausgaben langsamer erhöhen als das nationale Rohprodukt; die öffentlichen Investitionen dürften dagegen stärker wachsen. Allein die Zunahme von Kraftfahrzeugen innerhalb der letzten fünf Jahre um 7 Millionen Einheiten (rund 75 Prozent) und die weitere Zunahme bis 1960 um mehr als 50 Prozent würde größte Anforderungen an Ausbau und Verbesserung des Straßennetzes stellen. Auch eine Verdoppelung der gegenwärtigen Investitionen für den Straßenbau würde voraussichtlich nicht genügen.

Verbrauchssteigerung um 18 Prozent

In den nächsten fünf Jahren, so heißt es in dem Bericht, wird der Verbrauch voraussichtlich um 18 Prozent steigen.

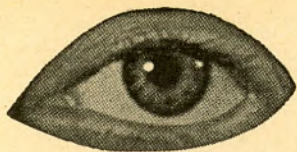
Der europäische Energiebedarf wird bis 1960 voraussichtlich um 19 Prozent wachsen. Da sich andererseits die Kohlenförderung kaum stärker als um 5 Prozent erhöhen und die Atomkraft bei der Energieversorgung Europas auch 1960 noch keine entscheidende Rolle spielen wird, dürften Wasserkraft, Öl und Naturgas im Vordergrund stehen. Das bedeutet, daß die Energieeinfuhr erheblich gesteigert werden muß und bis 1960 wahrscheinlich einen Anteil von 26 Prozent gegenüber einem Anteil von 21 Prozent im Jahre 1955 an der gesamten europäischen Energieversorgung haben wird. Da allein die Oleinfuhren um die Hälfte ihres gegenwärtigen Umfanges zunehmen werden, muß die Welttankertonnage von 26 auf 38 Millionen BRT heraufgesetzt werden.

Der Investitionsbedarf Europas, so wird in dem OEEC-Bericht festgestellt, ist besonders dringend bei der Energiewirtschaft, der Schwerindustrie und im Verkehrs- und Transportwesen. Eine erhebliche Ausweitung der Investitionen erwartet die OEEC für die Erzeugung von Kernstoffenergie, für die Erdölverarbeitung und die Erforschung neuer Erdölvorkommen.

Vorgefertigte Wohnhäuser

Der Mangel an Baufacharbeitern und die alljährliche Einschränkung der Bautätigkeit im Winter haben zu Überlegungen geführt, Wohnhäuser mit Stahltragwerk vorzufertigen und an der Baustelle lediglich aufzustellen. Nachdem in verschiedenen Ländern Typen vorgefertigter Häuser sich während vieler Jahre bewährt haben und vielfach in großen Stückzahlen gebaut worden sind, hat man neuerdings auch im Bundesgebiet diese Bauweise angewendet.

Beim Bauwesen liegen die Hauptschwierigkeiten der Rationalisierung und Verbildung in der ausgesprochenen Einzelfertigung und in dem hohen Aufwand an Handarbeit. Teilerfolge, wie z. B. die Baustoffaufbereitung und -förderung, wirken sich im ganzen gesehen nicht verbilligend aus, weil gleichzeitig die Löhne ständig gestiegen sind. Da man auch in Zukunft mit weiteren Lohnsteigerungen im Bauwesen rechnen muß, muß man bei der Fertigung neue Wege gehen oder höhere Baukosten in Kauf nehmen. Die Vorfertigung von Häusern in Werkstätten unter weitgehender Verwendung von Stahl für tragende Elemente ermöglicht, die Fertigung zum größten Teil von der Baustelle in Industriebetriebe zu verlegen, bei denen eine rationelle Fließarbeit heute selbstverständlich ist. An der Baustelle werden dann nur noch die Fertigteile in sehr kurzer Zeit montiert, wobei zahlreiche Hilfsarbeiter mitwirken können. Dieser Umstand wirkt sich in Zeiten hoher Baukonjunktur besonders vorteilhaft aus.



BLICK IN DIE PRESSE

Die Gewerkschaften und der nächste Bundestag

Heute ist zwar der Platz der Gewerkschaften im Rahmen unserer gesellschaftlichen Ordnung offiziell nicht mehr bestritten; sie werden als unentbehrlicher Bestandteil dieser Ordnung anerkannt. Doch beschränkt sich, bei näherem Zusehen, die Anerkennung auf ein rein formales Bekenntnis zur Duldung ihrer organisatorischen Existenz, ohne daß damit die Anerkennung ihrer funktionellen Bedeutung in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen verknüpft wäre... Wie einseitig der Versuch unternommen wird, gerade die Gewerkschaften ihres kämpferischen Charakters als Instrumente der Arbeitnehmer sowohl zur Verteidigung ihrer unmittelbaren Interessen wie zur Stärkung ihrer gesellschaftlichen Position im Interesse des sozialen Fortschritts und der Demokratisierung des öffentlichen Lebens zu entkleiden, zeigt die Wahlfinanzierung der bürgerlichen Parteien... Auch bei der diesjährigen Bundestagswahl ist es nicht anders. So berichtet der „Spiegel“ vom 27. Februar 1957, daß sich der Bundeskanzler selbst mit prominenten Vertretern der Industrie über die Finanzierung des Wahlkampfes unterhalten hat und von ihnen die Zusicherung erhielt, man werde für die Unterstützung der Regierungsparteien diesmal die doppelte Summe von 1953 aufbringen, also etwa 60 Millionen DM. Hier wird erneut der Einfluß sichtbar, den gesellschaftliche Machtgruppen über die Parteien ausüben, ohne daß daran gerade diejenigen Kreise den geringsten Anstoß nehmen, die den Gewerkschaften das Recht bestreiten, die Interessen der Arbeitnehmer zu vertreten, auch wenn das (wie bei der Bundestagswahl 1953) mit demokratischen, öffentlich kontrollierbaren Methoden geschieht.

(Otto Brenner, Vorsitzender der IG Metall in „Die neue Gesellschaft“)

50 DM Einkauf = 16,50 DM Steuerbelastung

Der Krebschaden unseres ganzen Steuersystems sind die gezielten Steuervergünstigungen. Ihnen wurde seit Jahren der Kampf angesagt. Die Devise hieß: „vereinfachen“. Als es nun unlängst ernst werden sollte mit diesem Grundsatz, beschloß der Bundestag prompt ein neues Paragraphengewirr mit der bezeichnenden Überschrift: „Gesetz zur Änderung des Ge-

setzes zur Änderung des Einkommensteuergesetzes.“ Der Gipfel des Widerspruchs lag darin, daß es sich im Grunde gar nicht um eine Steuermaßnahme, sondern um ein Gesetz zugunsten des sozialen Wohnungsbau handelte. — Es muß den Steuerzahler stutzig machen, wenn er erfährt, daß der Berichterstatter des Finanzausschusses des Bundestages über jenes Gesetz urteilte: „Wenn wir uns aufräufeln, einmal nicht mehr derartige Sonderwürste im Steuerrecht zu braten, könnten wir auf Anhieb zum 1. Januar nächsten Jahres den Steuertarif für alle um etwa 20 bis 25 Prozent senken. — Trotz der Steuersenkungen der letzten Jahre machen Steuern, Zölle und Sozialabgaben noch immer 33 Prozent des Bruttosozialproduktes aus. Selbst bei denen, die meinen, sie lebten wegen ihres geringen Einkommens oder ihrer großen Kinderzahl steuerfrei, geht ein erheblicher Teil der Ausgaben auf das Konto Steuern. Wer nämlich irgendwo Geld ausgibt, zahlt damit fast stets gleichzeitig an den Fiskus. Der Lebensmitteleinzelhandel hat errechnet, daß ein Einkauf im Werte von noch nicht 50 DM mit einem Steueranteil von 16,50 DM belastet sein kann; den also jeder, auch der Rentner, zu leisten hat.

(Allgemeine Zeitung, Mainz)

Verbrauchssteuern und Zolleinnahmen steigen weiter

... Der Bundesfinanzminister kassiert für je 100 Kilo Kaffee, die über die bundesdeutsche Grenze gelangen, 143 US-Dollar. In Italien und Österreich sind es 116 bzw. 87 Dollar, während in allen anderen Staaten die Abgaben ziemlich unbedeutend sind. Sie betragen in Frankreich 62, Spanien 52, Finnland 32, Portugal 31 und in Großbritannien 1 Dollar. Holland beispielsweise hat dem Kaffeekonsum überhaupt keine Belastung auferlegt. — Der Bundesfinanzminister hat in den letzten Jahren alle Forderungen der SPD nach Senkung oder Abbau der Verbrauchssteuern zurückgewiesen. Mit dem Hinweis auf die 70prozentige Senkung der Kaffeesteuer... im August 1953 erklärte er, die Bundeskasse könne eine weitere Schmälerung des Verbrauchsteueraufkommens nicht verkraften. Diese Auffassung ist irrig, denn die einkommenden Verbrauchssteuern haben trotz prozentualer Ermäßigung inzwischen den Stand des Finanzjahres 1952/53 wieder erreicht, wenn der für den mengenmäßigen Mehrverbrauch zusätzlich eingegangene Finanzzoll berücksichtigt wird. 1952/53 vereinnahmte der Bundesfinanzminister monatlich 530 Mill. DM, 1955 aber monatlich 618 Mill. DM an Verbrauchssteuern und Zöllen. Das letztjährige Verbrauchsteueraufkommen lag mit monatlich 677 Mill. DM noch um einige Millionen höher, und diese Aufwärtsentwicklung setzt sich fort... Die Erfahrung hat bewiesen — was im übrigen jeder gute Kaufmann weiß —, daß Preisnachlässe eine umsatzfördernde Wirkung haben und per Saldo die Erträge erhöhen.

(Volks-Wirtschaft)

Der Häußlerplan

Vier Milliarden DM soll der Wert des Vermögens betragen, das der Bund an verschiedenen westdeutschen Unternehmen besitzt. Und dieser Betrag von vier Milliarden DM soll nach Ansicht des Bundestagsabgeordneten Erwin Häußler nun zur Eigentumsbildung der Arbeitnehmer benutzt werden... Die Hauptpunkte des Häußlerplanes lassen sich wie folgt zusammenfassen: Die bundeseigenen Unternehmen sollen, soweit das noch nicht der Fall ist, in Aktiengesellschaften umgewandelt werden. Die Aktien aller Unternehmungen sollen von einer Zentral-Investmentgesellschaft verwaltet werden, die 20 Prozent dieser Aktien zu gegebener Zeit verkauft, um an der freien Börse eine Kursbildung zu ermöglichen. — Die restlichen 80 Prozent der Aktien können von den Arbeitnehmern in Form von Zertifikaten der Zentralinvestmentgesellschaft erworben werden. Auf diese Zertifikate soll je nach Anzahl der Kinder des Erwerbers ein Preisnachlaß von 25 bis 40 Prozent gewährt werden. Die Zertifikate der Zentralinvestmentgesellschaft sollen als Namenspapiere ausgegeben werden, d. h., sie sollen auf den Namen des Erwerbers lauten und während einer Frist von fünf Jahren unveräußerlich und unpfändbar sein. — Als Höchstgrenze der erwerbenden Zertifikate wird ein Betrag von 5000 DM festgesetzt... Die Vorteile seines Planes sieht MdB Häußler darin, daß mit seiner Hilfe „das private Bundeseigentum in einen sinnvollen, von sozialen und wirtschaftlichen Impulsen gesteuerten Kreislauf übergeführt wird“. Die Sparwilligkeit und die Sparbereitschaft der Arbeitnehmer sollen dadurch angeregt werden... Außerdem wird die Konsumquote eingeschränkt, und die Kreditgewährung an den Mittelstand soll einen schwachen Punkt unseres Wirtschaftsgefüges aufheben.

(Deutsche Post)

Das müssen wir zahlen

	Januar 1936	1950	1957
1 kg Mischbrot	0,37	0,50	0,75
5 kg Speisekartoffeln	0,46	0,76	1,02
1 kg Seefisch	0,90	1,43	2,47
1 kg Rindfleisch (Querrippe)	1,70	3,25	4,67
1 kg Schweinekotelett	2,10	4,28	5,63
1 kg Schweinebauch	1,68	3,94	4,35
1 kg Dt. Markenbutter	3,19	5,50	7,07
1 l Vollmilch	0,23	0,35	0,43
1 Ei	0,12	0,22	0,21
1 Straßenanzug	49,30	103,—	118,—
1 Herrenhemd	5,74	11,89	12,86
1 Paar Herrensocken (Wolle)	1,64	3,40	3,38
100 g Babywolle	1,57	3,11	3,72
1 Paar Herrenschuhe	11,74	24,50	26,—
1 Kleiderschrank (120 cm breit)	112,—	161,—	188,—
1 Porzellanteller	0,46	1,02	1,09
1 Bratpfanne	1,91	3,59	5,68
1 einlacher Wecker	4,47	7,55	10,41
1 Markenfahrrad	85,90	152,—	166,—
200 g Kernseife	0,13	0,43	0,29
50 kg Braunkohlenbriketts	1,55	2,56	3,74
50 kg Brennholz	2,23	3,59	4,78



Mutter und Kind

Zeichnung von Käthe Kollwitz (Aus: „Ein Herz schlägt für die Mutter“, Fackelträger-Verlag)

Zum 90. Geburtstag von Käthe Kollwitz

Als 1943 in Berlin Bombenhagel ihr ganzes Atelier vernichteten, wurden auch die wenigen Bildwerke zerstört, die die Königsbergerin Käthe Kollwitz gemalt hatte. Doch ihr eigentliches Werk, das ein graphisches ist, wurde der Nachwelt durch die Reproduktionen ihrer Blätter erhalten. Die 1867 geborene Ostpreußin, herb und sentimental wie ihre Landsleute, studierte in Berlin und München und stand zu Beginn ihres Schaffens unter dem Einfluß von Max Klingers Naturalismus. Der Aufstand der Weber, der auch Gerhart Hauptmann inspirierte, veranlaßte bei ihr den Durchbruch zu eigenstem Anliegen: dem leidenden, von der Not der Großstadt geknechteten Menschen ein Denkmal zu setzen. In den sechs Blättern zum Weberaufstand fand sie den persönlichen Stil, einen harten, monumental vereinfachten Strich, der erst im Spätwerk, wie unsere Abbildung zeigt, weicher und weniger anklagend wird. Mit Blättern zum Bauernkrieg, etwa 40 Selbstbildnissen und einer Vielzahl von Lithos und Zeichnungen sozialkritischer Art schart sie sich geistig um die Vertreter des proletarischen Naturalismus, um Uhde, Liebermann und Zille.

1945 starb Käthe Kollwitz in Moritzburg, zu einer Zeit also, da man erst begann, ihr Werk zu würdigen und zu begreifen.

Das interessiert die Frau

Frauen sollten mehr Einfluß haben

Die deutschen Frauen sind gleichberechtigt. Sie sollten es wenigstens sein, denn das Grundgesetz verlangt es so. Aber sind sie es wirklich? Haben sie entsprechend ihrem Anteil an der Bevölkerungszahl tatsächlich Zugang zu allen Einrichtungen und Funktionen des öffentlichen Lebens?

Professor Maurice Duverger, der die politischen Wissenschaften an der Sorbonne in Paris und an der Universität Bordeaux vertritt, hat im Auftrage der „UNESCO“ die Rolle der Frau im politischen Leben von vier europäischen Staaten untersucht, und zwar in der Bundesrepublik, in Frankreich, Norwegen und in Jugoslawien. Er ist zu dem Ergebnis gekommen, daß es mit der Gleichberechtigung der Frau in allen diesen Ländern nicht sehr weit her ist. Zwar ist die Gleichstellung der Frau mit dem Manne rechtlich überall vollzogen, aber trotzdem nimmt die Frau nicht den ihr zustehenden politischen Einfluß wahr. Ihr Anteil an den entscheidenden Positionen in Regierung, Verwaltung und politischen Parteien ist nur sehr gering.

Die Tätigkeit der politisch aktiven Frauen beschränkt sich nach wie vor auf wenige typische „fräuliche“ Gebiete, vor allem Fürsorge, Erziehung, Hygiene, Familienfragen und Wohnungswesen. Es ist aber nicht einzusehen, warum Frauen, durch deren Hand der größte Teil des Volkseinkommens läuft, nicht zum Beispiel auch auf dem Gebiet der Finanzen wirken könnten. Haben nicht Frauen auch etwas zu Fragen der Wehrpflicht und des Wehrdienstes zu sagen? Gehen sie nicht kulturelle Dinge genauso an wie Männer? Aber all diese Bereiche sind nach wie vor Reservate der Männer. Und die Männer tun natürlich wenig dazu, daß Frauen in diese Reservate eindringen können.

Von den untersuchten vier Ländern haben die Frauen in der Bundesrepublik die geringsten Chancen, politisch zum Zuge zu kommen, indem sie Spitzenstellungen in Regierung und Verwaltung übernehmen. Da in der Bundesrepublik die „christlichen“ Parteien den größten Einfluß besitzen, stellt Professor Duverger fest, wirke sich hier die aus früheren Jahrhunderten überkommene weltanschauliche Einstellung immer noch aus, daß der Frau der Platz innerhalb der Familie gehöre und politisches Wirken Männersache sei. Diese Auffassung herrsche nach wie vor, obwohl gerade die christlichen Parteien über die meisten weiblichen Wähler verfügten. An dieser Feststellung ändere auch die Tatsache nichts, daß der Bonner Bundestag 9,2 Prozent weibliche Abgeordnete aufweise und damit vor der französischen Nationalversammlung und dem norwegischen Storting mit ihren knapp 3 Prozent Frauen liege.

Die Zahl der weiblichen Parteimitglieder, die von Duverger bei der westdeutschen CDU auf 30 Prozent und bei der französischen MRP auf 28 Prozent geschätzt wird, erreicht bei den sozialistischen und kommunistischen Parteien der von ihm untersuchten Länder knapp 20 Prozent, in der kommunistischen Partei Jugoslawiens gar nur 16 bis 18 Prozent. Der Einfluß der Frauen auf die politische Führung dieser Parteien ist damit heute wesentlich geringer geworden als zu den Zeiten der allgemeinen Emanzipationsbewegung der Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Nur 102 Frauen werden zur Zeit im oberen Verwaltungsdienst der Bundesrepublik beschäftigt, davon 41 als Beamtinnen in den Rängen zwischen Regierungsrat und Ministerialrat und 61 als Angestellte nach TOA 1 bis 3. Diese Mitteilung machte Staatssekretär Ritter von Lex vom Bundesinnenministerium im Bundestag auf die Anfrage, was die Bundesregierung unternommen habe, um den Anteil der Frauen in den oberen Verwaltungsstellen der Ministerien zu steigern.

Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes gibt es unter den 4183 Beamten in den Bonner Ministerien nur 142 Frauen, davon 41 in den hohen Stellen, 42 im gehobenen und 59 im mittleren Beamtendienst. Von den 5425 Angestellten, zu denen alle Sekretärinnen und weiblichen Schreibkräfte zählen, sind allerdings 3129 Frauen. Der Löwenanteil entfällt auf die unteren Tarifgruppen. 886 Frauen gehören zu den gehobenen und nur 61 Frauen zu den hohen Tarifgruppen. Es ist also nicht sehr weit her mit der gleichberechtigten Beteiligung der Frauen auf allen Stufen des Verwaltungsdienstes des Bundes.



Unser Briefkasten

Kollege!

Hast du schon einmal im Stahlwerk
gestanden,
wenn ringsum die Kräfte der Arbeit
wogen,
die alles Menschliche aufgesogen?
Hast du schon mal vor der Birne
gestanden,
wenn zur Waage der glühende
Schlund sich neigt
und grimmig die feurigen Zähne zeigt?
Hast du schon einmal am Ofen
gestanden,
wenn züngelnde Flammen die Türen
umschließen
von frischem Erze emporgerissen?
Hast du schon bei den Kokillen
gestanden,
umgeben von rötlichen Blöcken
aus Stahl,
wo Staub und Schweiß dir werden
zur Qual?
Hast du schon einmal am Abstich
gestanden,
wenn das flüssige Eisen den Ofen
verläßt
und mit sprühenden Funken um
sich bläst?

Hast du an einem der Orte
gestanden,
und nicht nur einmal für kurze Zeit,
dann hast du die Mühsal der Arbeit
verstanden
und bist in der Zukunft immer bereit,
mit Achtung und Ehrfurcht zu allen
und jedem
von den Arbeitern, die dort schaffen,
zu reden.
Hans Frank

Erlebtes und Erlauschtes in der Werkschänke

Der bessere Herr

Er tut so fein — er ist so wohl-
geformt,
An ihm ist alles gut und recht
genormt.
An ihm ist alles stets voll Etikette —
Vergißt sich nie, braucht stets die
Serviette.
Er lacht wohl nie, er lächelt nur
dezent,
Er ist selbst kühl zu denen, die er
kennt.
Er macht in Stolz — was hat er nur
erworben?
Vor lauter Etikette ist er ganz
verdorben.

Der Meckerer

Er meckert stets — der Kerl hat
Nerven —
Ach, käm' ein Mann — das Stück
herauszuwerfen.

Nichts ist ihm recht — stets hat er
sich beschwert,
Er meckert nur — auch gar nichts ist
ihm wert.
Ein Trost ist nur, zu Haus' gib't nichts
zu reißen,
Sie heißt Xantipp', da hat er nichts
zu schmeißen.

Der Halbstarke

Sein Maul ist groß, er schlabbert so
gescheit,
Er trinkt zwei Bier, dann ist er schon
soweit.
Er ist zwar klein, doch möcht' er alles
schlagen,
Er will dem Stärksten gar an Hemd
und Kragen.
Bis einer kommt und setzt ihn vor die
Tür.
Dort tobt er noch — er kann ja nichts
dafür.
Tät Dummheit weh — ach, wäre das
ein Schreien,
Wir sind ja gar nicht so — und wollen
ihm verzeihen.

Der Vielfraß

Er kommt — er stiert — setzt sich und
starrt —
Bestellt — dieweil er hungernd harrt.
Die Suppe kommt — ha — wie er sie
verschlingt,
Dann stiert er — bis man Neues
bringt.
Kartoffeln ißt er ganz — o Schrecken,
Es ist ein Schnalzen und ein hungrig
Lecken
Und denkt am End' — bin doch noch
gar nicht satt,
Vor lauter Gier ist er so schrecklich
matt.

Dann geht er — geht voll Sorgen —
Und fragt im Gehn, was gib'ts denn
morgen?
Die Kellnerin muß hinterher
entdecken,
Vielfraß vergaß zu zahlen — welch
ein Schrecken.

Der Nassauer

Breit kommt er 'rein — im Mund die
Zigarette —
Und trägt bei sich, daß ich drauf wette,
Nur fünfzig Pfennig, dieser Kerl, der
neppt,
Schon hat er einen, den er fleißig
scheppt.
Er schlabbert schön — er säuft ein
ganzes Faß,
Er fängt den Kumpel ein — er säuft
auf Naß.
Er ist so schlau — Mensch, kann der
prahlen,
Nur eines kennt er nicht — das
Zahlen.

Der Kumpel

Er kommt gemessen — setzt sich
nieder,
Raucht 'ne Zigarre — gelassen und
bieder.
Grüßt die Bedienung — „Ein Korn
und ein Bier“
Bestellt sich sein Essen — ganz ohne
Zier.
Man merkt es — es schmeckt — es
bleibt gar nichts stehen,
Schaut auf die Uhr — es wird Zeit nun
zum Gehen.
Grüßt — zahlt und geht — es ruft ihn
die Pflicht.
Der Hüttenmann schreitet zur
täglichen Schicht.
Walter Schröder, Qualitätsstelle

Wohnungstausch

Biete: 2 Zimmer, abgeschl., II. Etage,
Privatwohnung, Miete 30,— DM.

Suche: 2 1/2—3 Zimmer, Miete bis
60,— DM. (121)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit Abstell-
raum, abgeschlossen, und Stall und
Garten, Miete 25,— DM, Privat-
wohnung, I. Etage.

Suche: 2—3 große Zimmer, Miete bis
80,— DM. (122)

Biete: 2 Zimmer, 48 qm, parterre,
Miete 30,— DM, Werksnähe.

Suche: 2 kleine Zimmer, parterre oder
I. Etage, möglichst auswärts, Miete
bis 30,— DM. (123)

Biete: 3 Zimmer, 50 qm, abgeschlossen,
mit Toilette, Speisekammer, Privat-
wohnung, IV. Etage, Miete 48,— DM;
und 2 Zimmer, abgeschlossen, 30 qm,
mit Balkon, Privatwohnung, III. Etage,
Miete 29,— DM.

Suche: 3 1/2 Zimmer, Miete bis 65,— DM.
(124)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, abgeschlossen,
mit Bad, Privatwohnung, II. Etage,
Miete 55,— DM.

Suche: 3—4 Zimmer, evtl. mit Garten,
im Vorort, Miete bis 70,— DM. (125)

Biete: 3 große Zimmer, mit Balkon,
Speisekammer, abgeschl., Privat-
wohnung, IV. Etage, Miete 58,— DM.

Suche: 4 Zimmer, möglichst mit Bad,
Miete bis 90,— DM. (126)

Biete: 3 Zimmer, 48 qm, abgeschlossen,
mit Toilette und Bad, Privatwoh-
nung, II. Etage, Miete 62,— DM.

Suche: 4—4 1/2 Zimmer mit Bad, Miete
bis 100,— DM. (127)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen,
mit Toilette, Speisekammer, Privat-
wohnung, III. Etage, Miete 40,— DM.

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, par-
terre oder I. Etage, Miete bis 40,—
DM. (128)

Biete: 2 Zimmer, 28 qm, Altbau, Pri-
vatwohnung, III. Etage, Miete
30,— DM.

Suche: 2 1/2—3 Zimmer, eventuell mit
Stall und Garten, Miete bis 50,—
DM. (129)

Biete: 3 Zimmer, 75 qm, Werkswoh-
nung, I. Etage, Miete 32,— DM.

Suche: 3—3 1/2 Zimmer, ländlich, Miete
bis 60,— DM. (130)

Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, 32 qm,
mit Toilette, werksgebundene Woh-
nung, I. Etage, Werksnähe, Miete
39,— DM.

Suche: 3 Zimmer, eventuell mit Koch-
nische, Miete bis 70,— DM. (131)

Auskunft: Pressestelle Dortmund,
Stahlwerkstraße 119, Tel. 41 16.



Hochbetrieb beim Ab- und Aufladen an der Teeküche um 6.30 Uhr.

Starke Männer stemmen Stärkung für Stahlarbeiter

Mit dem Milchauto durch die Hüttenbetriebe — „Kontenmilch“ für Brenner, Schweißer und Gasgefährdete

6.15 Uhr

Die Morgenschicht hat begonnen. Der Strom der Eiligen durch Tor III ist verebbt. Nachzügler kommen noch, denen die Anstrengung der Nachtschicht scharfe Linien in müde, graue Gesichter gezogen hat. Sie gehen 'gemächlich. Sie haben sich auch „eine angesteckt“, im guten Bewußtsein des für heute Geschafften. Nun sind die andern dran...

Angesichts der rings aufbrandenden Geschäftigkeit, vor dem Hintergrunde die Nebel, die aus den Kühltürmen und aus dem Klärteich des Martinwerkes II aufsteigen, liegt die kleine Teeküche, gegenüber dem Eingang von Walzwerk VIII, seltsam verödet da. Wenn die Verabredung von gestern stimmt, soll hier die Milch für die Betriebe angeliefert werden; hier wäre der Ausgangspunkt für die Lieferfahrt an Magazine und Kantinen. — Doch, es stimmt. „Das Auto muß jeden Augenblick kommen“, sagt der Mitarbeiter von der Belegschaftsversorgung, der eben mit seinem großen Schlüssel die drei Glastüren aufzuschließen beginnt, hinter denen sich das Leergut stapelt: Stahlblechrahmen mit der Aufschrift „M. V. Dortmund“ (Milchversorgung), die aufeinandergestellt werden können. Jeder faßt 20 Flaschen. Sie sind gestern schon aus den Betrieben hierhergebracht worden, damit sie heute wieder in die Milchversorgung in der Bülow-

straße gefahren, gereinigt und frisch gefüllt werden können, 200 an der Zahl.

200 Kasten? Ganz recht. Mit 20 multipliziert macht das... So viel Milch trinken wir in der Hütte? So viel Milch! Runde 4000 Flaschen, die Flasche zu einem halben Liter. Die Hälfte etwa ist „Kontenmilch“, d. h. Milch, die auf Konto der Betriebe geht, die sie ihren Brennern, Schweißern, Gasgefährdeten u. a. schwerarbeitenden, an gefährlicher Stelle eingesetzten Belegschaftsmitgliedern täglich unentgeltlich liefern. Zu den mit Milch Beschenkten gehören z. B. auch die rund 400 Lehrlinge der Hütte, ganz gleich, ob sie in der Lehrwerkstatt lernen oder schon in den Außenbetrieben eingesetzt sind, ebenso wie alle Jugendlichen unter 18 Jahren.

6.30 Uhr

Der Platz vor der kleinen Rampe der Teeküche beginnt sich zu beleben. Es ist eine kurze Prozession von Schubkarren, die Leergut bringen. Diese 23 Flaschen kommen vom Gleisbau, die 31 dort vom Trägerlager und von der Zurichterei. Weil das Milchauto immer noch auf sich warten läßt, haben wir Zeit für einen kleinen Schwatz und einen Seitenblick auf die 30- und mehr Liter-Kannen, in die nachher hier bereiteter Tee gefüllt werden wird.

Ja, die Hitze, die zieht 'raus! Ob wir uns vorstellen können, wieviel ein Mann vor dem Ofen im Laufe einer Schicht trinkt? Tee, Milch, Sprudel, eine Flasche nach der anderen? Nein. Natürlich ist das nicht gut für die Nieren. Aber was will man machen? Früher, im alten Blechwalzwerk, da hatten die Männer manchmal ganz dicke Bäuche von allem flüchtig gestillten Durst. Ja. —

Nun muß das Auto aber jeden Augenblick dasein. Wo bleibt es nur? Wir werden erfahren, daß es heute verhältnismäßig sehr zeitig kommt, weil in der Milchversorgung alles klappte. Es waren nur wenige Milchhändler an der Rampe, und das Beladen der beiden Wagen konnte ganz schnell vor sich gehen. Der beiden? Ja, das ist so: Weil die Kumpels in den weit auseinanderliegenden Betrieben fast um die gleiche Zeit frühstücken wollen, und weil bei den Hindernissen, die sich im Werksgelände immer ergeben können, eine pünktliche Belieferung aller 25 (fünf- und zwanzig!) Stellen mit einem Wagen nicht garantiert werden kann, fahren zwei. Ein großer, der kurz nach 5 Uhr aus unserer Kraftfahrzeugreparaturwerkstatt und Garage an der Glückaufstraße direkt zur Milchversorgung fährt, und der kleinere, der etwa um die gleiche Zeit an Tor V die beiden starken Männer „auflädt“, die jeden Morgen fast vier Stunden lang die Kästen mit den vollen Flaschen und die Kästen mit dem Leergut stemmen: Joseph Kaminski und Helmuth Niedzkowski. Die beiden bilden mit dem Fahrer Willy Wutke, der im Anschluß an die Milchfuhr für andere Fahrten eingesetzt wird — z. B. am Mittwoch und Freitag für den Weinkeller —, ein auf Gedeih und Verderb verschworenes Trio.

Den Milchweg, den wir nachher mit ihnen verfolgen wollen, könnten sie im Schlafe finden. Immerhin ist Kaminski schon seit sechs Jahren der Hauptverantwortliche für die Milch, und Niedzkowski leistet ihm seit einem Jahr Assistentendienste. Ein seit vier Jahren für die Hütte tätiger Fahrer kennt ja auch die Ecken und Wege in zentralen und abgelegenen Betrieben. Sie wissen, an welchen Stellen Zusammenstöße drohen, wo die Werkseisenbahn ihnen die freie Durchfahrt versperren kann, wo es (beim Hochofen) fast zu eng für die Durchfahrt wird und wo es wegen „klüngeliger“ Behandlung des Leergutes zu Auseinandersetzungen kommt. „Hier fehlt eine Flasche. Wo kann sie sein? Hat einer sie vergessen?“ — „Mensch, stell dich doch nicht so an um die eine Flasche!“ — „Die eine Flasche? Willst du dir 'mal ausrechnen, wo das hinführt, wenn an den 25 Stellen, die wir zu beliefern haben, auch nur je eine Flasche fehlt? Wo die Flasche 30 Pfennig kostet, also mehr als die Milch? Wenn die Flasche bis morgen nicht wieder da ist, wird sie zum vollen Preis berechnet. Kaputt kann eine gehen; da ist niemand kleinlich, aber verschwunden? Nein, das gibt's nicht!“

Bis morgen wird die hier fehlende Flasche keineswegs vergessen. Und dieser täglich geübten Wachsamkeit ist es zu danken, daß endlich Ordnung in den Laden kam.

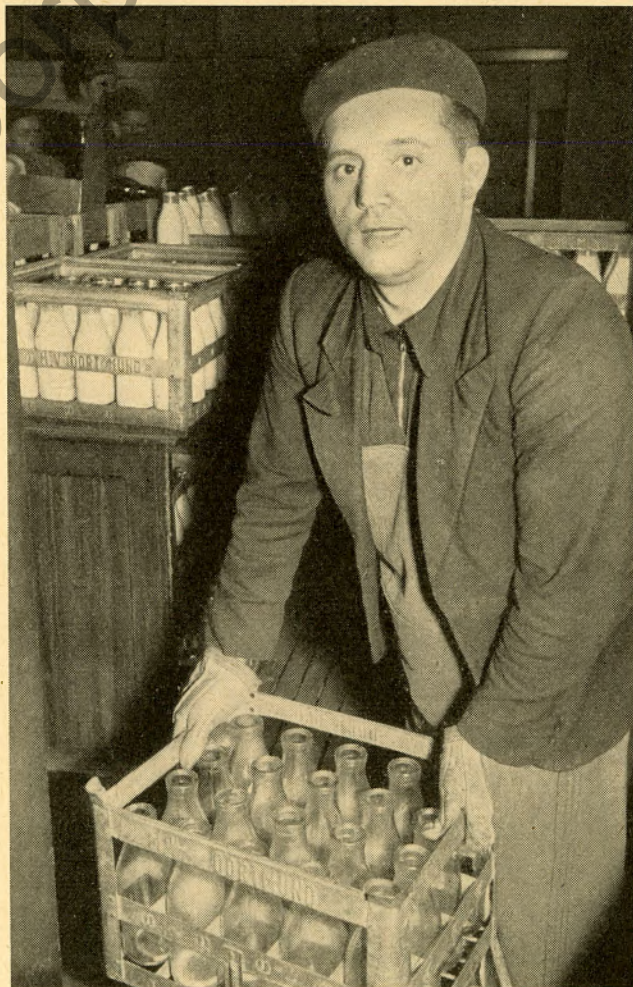
Schon 1949 fing die Hütte an, ihre Belegschaftsmitglieder mit Milch zu versorgen, wenn sie an Stellen eingesetzt waren, die sich gesundheitsschädigend auswirken konnten. In der „Milchakte“ lesen wir, daß es mit Flaschen begann, die Händler in Verwaltung und Betrieben zu Ladenpreis verkauften.

Nicht zuletzt der Gefahren wegen, die den Händlern und ihren Fahrzeugen im Werksgelände drohten, wurde schon bald beschlossen, die Milchverteilung zentral, von der Belegschaftsversorgung aus, vorzunehmen. Von den etwa 1000 Flaschen täglich, die am Ende des Jahres 1949 verzeichnet stehen, waren weit aus die meisten „Kontenmilch“. Der Verbrauch von „Privatmilch“ stieg in dem Maße an, wie in den Betrieben die Kantinen ausgebaut wurden und wie sich der gesundheitliche Wert der Milch herumsprach. 1950, als die Flasche noch für 17 Pfennig verkauft werden konnte, kam man schon fast an 2000 Flaschen täglich heran. Diese Zahl, zu ziemlich gleichen Teilen auf „Kontenmilch“ und „Privatmilch“ verrechnet, galt auch noch 1951. Und 2000 Flaschen konnte bis zum Herbst 1952 ein Wagen befördern. Erst mit dem dritten Tausend setzte man den zweiten Wagen ein. Seit 1953 fahren beide Wagen täglich den Großverbrauch von 4000 Flaschen, der ziemlich konstant geblieben ist.

6.35 Uhr

Da kommt der Wagen. Es ist der große, der, als er an Eingang I und in der Hauptverwaltung abzuladen begann, bereits Leergut aufgeladen hat. Mit unvorstellbarer Geschwindigkeit werden die gestapelten

Volle Kästen 'rein, Leergut 'raus — ohne Handschuhe hätte Joseph Kaminski das nicht sechs Jahre durchgestanden.



vollen Rahmen an langen Haken über die Rampe gezogen. Noch schneller klirren und klappern die Rahmen mit dem Leergut auf den Laster zurück, und ab geht's wieder. Auf dem Wege in die alte Lehrwerkstatt erfahren wir, daß außer den friedlichen Schubkarren, zu denen sich noch einige mehr gesellt hatten, auch Elektrokarren an der Teeküche vorfahren, um z. B. für das Thomaswerk, für die Sozialwerkstätten und Martinwerk III die dort benötigte Menge an Milchflaschen abzuholen. In der alten Lehrwerkstatt wird, da es gerade Freitag ist, eine Verabredung getroffen, derzufolge Milchflaschen für die Lehrlinge, die von der gleitenden Arbeitswoche erfaßt werden, am Samstag in der Teeküche abgeholt werden müssen.

Durch Eingang V verläßt der Laster das Werksgelände und hält, um die starken Männer umsteigen zu lassen, auf den von Willy Wutke gesteuerten kleinen Laster zu. Der führt auch schon Leergut mit, das er gegen die etwa 400 Flaschen in der (neuen) Lehr-



Jedes Fahrzeug ist recht, um Flaschenmilch und Teekannen aus der Teeküche in die Betriebe zu schaffen.

werkstatt eingetauscht hat. Auf der Hinfahrt ist er schon im Gästehaus und in der Werkschänke gewesen, um dort nach Bedarf zu fragen. In der Werkschänke soll es heute frischen Spinat geben. Dazu werden 30 Liter Magermilch gebraucht. Wir müssen also nachher die 40-Liter-Kanne mitnehmen. (Stünde zufällig Kartoffelpüree auf dem Speisezettel, so wären es 100 Liter Magermilch, die mitgebracht werden müßten.) Es ist sowieso noch ein Sonderauftrag zu erfüllen: Anlässlich der Blutspendeaktion schenkt die Landesvereinigung der Milchwirtschaft in Düsseldorf jedem Blutspender $\frac{1}{4}$ Liter Trinkmilch. Da sind wieder 150 Flaschen fällig, genau wie gestern. Von Eingang V geht es nun über die Straße und hinein in das schier unübersehbar große Stockheide-Gelände. Sogar für das ungeübte Auge markieren sich die Stellen, an denen gehalten werden muß.

Denn da stehen Grüppchen von Menschen bereit, die in Karren, Körben, Taschen und kleinen Spezialtragen die Frühstücksmilch weiterbefördern wollen. Genauso ist es beim Breitbandwalzwerk und beim Kaltwalzwerk. Sind dort alle versorgt, geht es vom Eingang Stockheide aus wieder über die Straße und in flotter Fahrt durch die Hildastraße zum Hochofen. Zwei Auslieferungsstellen: Magazin und Kantine. Die Kantine des Hochofens, zu der wir uns durch enge Gassen, unter Gestänge und Rohre hindurch- „winden“ müssen, ist eine Großabnahmestelle von ähnlichen Ausmaßen wie die Lehrwerkstatt. Hier laden Kaminski und Niedzkowski nicht weniger als 19 bis 20 Kästen ab. Also 400 Flaschen auf einen Sitz etwa. Da die Milch in einen Raum hinter der oft vollen Kantine geschafft werden muß, wartet hier die größte Anstrengung auf die beiden Männer, die doch schon weidlich das ihre getan haben. Denn jeder vollbesetzte Kasten wiegt mehr als 60 Pfund. Fahrer Wutke, der am Anfang seiner Milchfahrtätigkeit auch ein bißchen tragen wollte, wußte alsbald ein Lied zu singen von Rückenschmerzen, die nur dem endgültig vergehen, der eben Tag für Tag am Stemmen bleibt.

Dem Kraftaufwand gegenüber, der am Hochofen entwickelt werden muß, ist die nächste Station — die Drahtverfeinerung — ein Kinderspiel. Wenn das Werkstor passiert ist, steigt Kaminski vor der grünen Rollwand ab, die die Beizhalle abschließt. Er verschwindet in einer Seitentür, drückt auf einen Knopf, und alsbald schiebt sich („Sesam, öffne dich!“) die Rollwand in die Höhe. Wir geben Gas und fahren mitten in die Halle hinein. Abladen, aufladen... Sesam schließt sich wieder, während wir schon in Richtung Kirchderne davonbrausen.

In der Zementfabrik und in der Sinteranlage nehmen uns Frauen die Milch ab und händigen uns das Leergut aus. Nach kurzem Stopp in der Werkschänke, aus der wir die Kanne abholen, geht es im Eiltempo in die Milchversorgung. Wir setzen das Leergut gleich auf die Rollbahn, auf der es nach Beschreibung einer eleganten Auswärtskurve hoch über den ganzen Hof dahingleitet — dem Spülraum zu.

Ein Griff auf einen Hebel, und schneller als in der Tankstelle das Benzin stürzt die Magermilch in unsere Kanne. Es kann keine 10 Sekunden gedauert haben, da hat die Meßuhr schon die 30 erreicht. Die Kästen mit den Viertelliterflaschen für die Blutspender stehen auch schon bereit. Wir quittieren und fahren davon.

9.45 Uhr

Ende der Milchfahrt. Man kann annehmen, daß schon die Hälfte der Flaschen leergetrunken ist. Die andern werden bis zum Abend leer sein und zum Teil wieder in die Teeküche gebracht werden. Die starken Männer Kaminski und Niedzkowski gehen anderen Pflichten nach. Der Fahrer Wutke reiht Kilometer an Kilometer und vergißt nie, der allerletzten Fahrt einen Abstecher in die Teeküche anzuhängen, zu der er einen Schlüssel hat: Wo er auch ist, was er auch fuhr — die leeren Flaschen bilden den Beschluß eines Arbeitstages, so, wie die vollen den Beginn der neuen Schicht bedeuten — morgen früh um 5 Uhr!



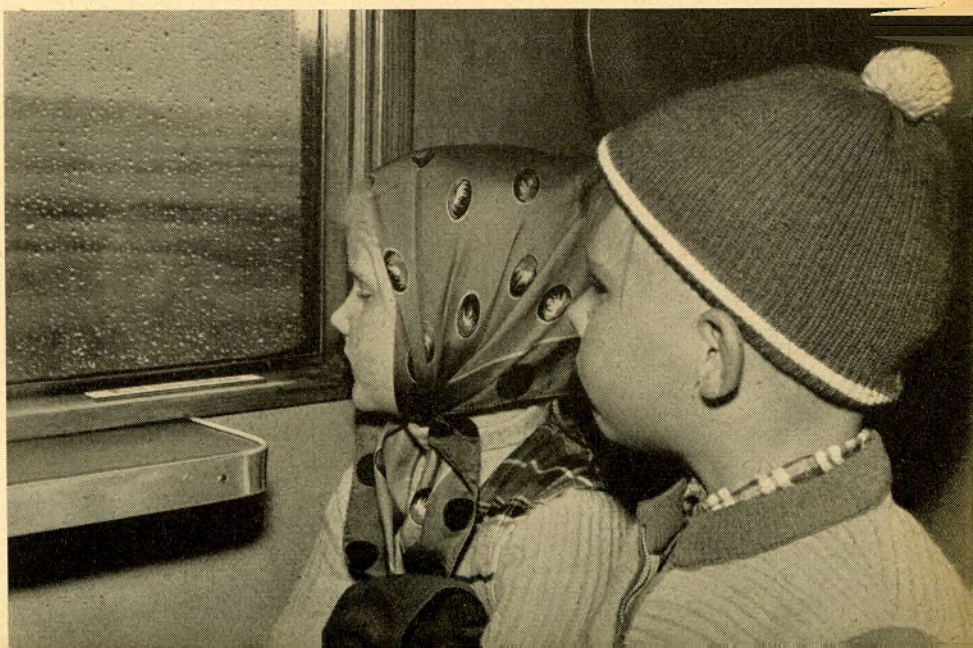
Dortmund Hauptbahnhof, 9.52 Uhr. Der Stationsvorsteher gibt das Signal. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Ein Zug voller Kinder fährt in Richtung Norddeich. Die Kleinsten drücken die Nasen an die Fensterscheibe, um noch einen letzten Blick von der Mutter aufzufangen, die Größeren winken und rufen „Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn!“ Dreizehn Kinder von Betriebsangehörigen der Hoesch-Westfalenhütte sind zusammen mit Kindern von Kaiserstuhl I in einem Wagen untergebracht. Mir gegenüber sitzen die beiden Kleinsten. Draußen regnet es in Strömen. Als wir schon eine Viertelstunde fahren, sagt Roswitha: „Jetzt kann meine Mutti den Zug aber nicht mehr sehen.“ Sie zeigt mir ihren Proviantbeutel mit vielen Butterbroten und einer großen Flasche Tee. Bis wir in Norddeich sind, wird sie diese Tasche noch zehnmal aus- und einpacken.

Ihr kleiner Nachbar heißt Peter. Er hat einen Koffer, der mit einem dicken Bindfaden verschnürt ist.

Bald fahren wir durch Wiesen und Wälder. Roswitha sieht eine Kuh auf der Weide. „Die legt Milch und Butter“, sagt sie. „Und wer legt die Eier?“ frage ich. „Natürlich der Hahn“, kommt es prompt. Nun wird es Peter aber doch zu dumm. „Der Hahn sucht nur für die Hühner das Futter, und wenn er es gefunden hat, macht er ‚gock, gock, gock‘ und ruft alle seine Hühner zusammen.“ Roswitha guckt mich an, ob Peter recht hat, und ich nicke ihr zu.

Wir fahren an das **GROSSE MEER**

Jetzt kann meine Mutti den Zug nicht mehr sehen.





In Norddeich sahen wir die Nordsee zum erstenmal, und bald fühlten wir sie auch, wenn das Schiff leicht hin- und herschwankte.



Hier sind wir auf Norderney und warten auf den Pferdewagen, in den bald 20 Personen hineinpassen und der in seiner Gemütlichkeit das Norderneyer Tempo angibt.

Der Arzt stellt fest, daß Horst Drüsenschwellungen hat, da wird das Seeklima ihm guttun.



Wo ist das Meer?

Als wir in Norddeich ankommen, ist das Wetter noch immer sehr trübe und windig. Unsere Schar klettert aus dem Zug. „Das Meer, wo ist das Meer?“ Wir brauchen nicht lange darauf zu warten. Vor uns liegt schon das Schiff, ein richtiges Kinderschiff wird es werden, denn wir waren ja nicht der einzige Kindertransport in dem langen Zug. Um unser Schiff kräuseln sich die Wellen, überschlagen sich glucksend. Fast unmerklich entdecken wir, daß wir fahren. Nicht lange und die Insel Sylt taucht auf, daneben Norderney, das Ziel unserer Reise.

Norderneyer Tempo

Wie wird es weitergehen? Werden wir abgeholt. Das Schiff ist schnell gefahren. Wir stehen auf dem Kai. Die Pferdewagen, die ausgeschildert wurden, uns in Empfang zu nehmen, biegen erst jetzt drüben um die Ecke.

Wir verfrachten unsere Kleinsten zusammen mit der Fürsorgerin in den ersten Wagen und winken ihnen zu. Bald fahren auch wir — ruhig und bedächtig im Norderneyer Tempo!

Vor dem Hause ist froher Empfang. Die „Tanten“ nehmen sich unserer Kinder an, und wir verabschieden uns für heute nachmittag. „Morgen werden wir sehen, wie ihr die erste Nacht auf der Insel geschlafen habt.“

Der erste Tag im Heim

Als wir am nächsten Tag aufwachen, ist das Wetter noch immer trübe. Vom Heim aus sind wir in zwei Minuten am Meer. Auf dem feuchten Sand liegen grün- und bläulich schimmernde Quallen und viele Muscheln, die das Wasser zur Zeit der Flut angeschwemmt hat. Der Wind ist noch immer stürmisch.

Unsere Kinder dürfen heute nicht aus dem Heim heraus, damit sie sich erst langsam an den Klimawechsel gewöhnen. Im Heim ist deshalb am ersten Tag Hochbetrieb. Die Jungen und Mädchen werden getrennt und altersmäßig in einzelne Gruppen aufgeteilt. Die kleineren Jungen sind gerade bei der ärztlichen Untersuchung. Der Arzt stellt fest, daß Horst geschwollene Drüsen hat. Andere leiden unter Ekzemen. Gegen diese Krankheiten ist das Seeklima gut.

Die größeren Jungen und Mädchen sitzen an den Tischen im Speisesaal und schreiben ihre ersten Karten nach Hause. „Hier ist es schön, zum Abendbrot gab es Suppe und belegte Brote. Hoffentlich kommt die Sonne bald...“

Wo sind Roswitha und Peter? Ob sie sich schon etwas eingewöhnt haben? Im Spielzimmer sitzen sie an kleinen Tischen. Roswitha hat sich mit den bunten Bausteinen ein Haus gebaut und einen Garten; Peter baute einen hohen Turm. Sie lachen uns an, aber sie bleiben ruhig an ihren Plätzen und spielen weiter. Heimweh haben sie nicht!

Zum Mittagessen sind sie alle zusammen im Speisesaal. Die „Tanten“ haben eiserne Nerven.

Wohltuend ist die Zeit der Mittagsruhe in den hellen Schlafräumen mit bunten Gardinen vor den Fenstern. Ob die Kleinen zu Hause auch so brav in ihren Betten liegen?

Am Nachmittag dürfen die Größeren mit uns zusammen an den Strand. Es ist Flut. Der Wind treibt die Wellen ganz nah an den Damm heran. Die Kinder schreien vor Vergnügen.

Was werden sie alles erleben?

Abends finden wir Gelegenheit, uns mit einer der „Tanten“ des Heims über die bevorstehenden Ferien zu unterhalten, denn „wir“ müssen ja morgen wieder nach Hause.

„Sechs Wochen sind eine lange Zeit, aber für die Kinder sind sie meist viel zu kurz“, sagt die Tante. „Da gibt es so viel, was sie hier bei uns erleben. Angefangen bei den Geburtstagen, an dem das Geburtstagskind einen geschmückten Platz vorfindet, Bonbons und eine brennende Kerze und das Päckchen von zu Hause. ‚Viel Glück und Segen‘ singen die anderen Kinder. Auch gibt es den Burgenwettbewerb und das Gruppenfest und die Leuchttourtour, sieben Kilometer durch die Dünen. Da erzählt Hermännchen, der Wattführer, von den Einwohnern Norderneys, und daß sie hier fast alle ihren Spitznamen haben: Jan Augenarzt und Jan Tick-Tack zum Beispiel, weil es so viele mit dem gleichen Familiennamen gibt. Da nennt er uns die verschiedenen Muscheln beim Namen, die Mießmuschel, Speisemuschel und die Rauschmuschel, und er zeigt uns das Pantöffelchen und die Wellhornschnecke. Es kommt der Kaspar und der Zauberer zu uns auf Besuch, und vor allem sind wir viel am Strand und an der frischen Luft. Der



Roswitha im Meerwasserbad. Nun hat sie aber wirklich alle Scheu verloren.

So sieht die Mittagsruhe aus, und das ist ein Schlafräum für Mädchen. Ich glaube, hier folgt jedes Kind noch besser als zu Hause.





Natürlich müssen sie bald einen Gruß von uns haben, Vater und Mutter und alle Daheimgebliebenen: „Uns geht es gut!“

Was kann man damit doch alles bauen. Am ersten Tag dürften die Kinder noch nicht heraus. Die Meeresluft ist instrengend, und jeder muß sich erst an das Klima gewöhnen.



Die Großen spielen natürlich nicht mehr mit Bausteinen — aber ein Kartenspiel und Mikado machen Spaß und — man lernt dabei gleich die Kameraden kennen.

Wir genießen noch einmal die schöne Überfahrt, die Sonne, die zum guten Schluß doch noch durch die Wolken kommt, und das Wasser, das in seiner Bewegung glänzt und glitzert.

Als wir ankamen, war es kalt und sehr windig. Aber trotzdem war das Meer ein großes Erlebnis. Die Wellen rauschten. Eine nach der anderen rollte heran. Nichts als Wasser bis ans Ende der Welt.

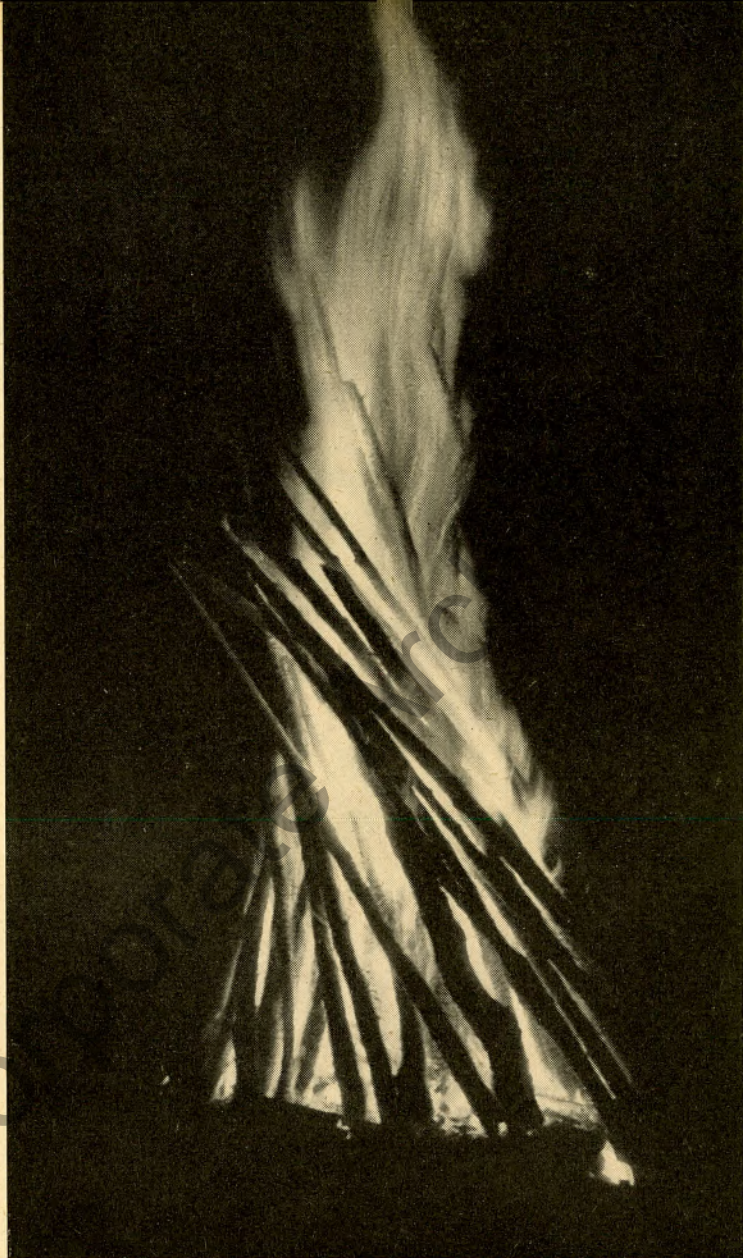


Über 5000 Zuschauer erlebten begeistert mit uns in unseren Sport- und Erholungsanlagen die Sonnenwendfeier. Das Werkorchester unter Georg Saunus, der Jugendchor Hörde, der Volkstanzkreis unter Martha Keuning und das Akkordeon-Orchester unter Brose erfreuten mit ausgezeichneten Darbietungen. Josef Smektala, Vorsitzender des DGB Dortmund, führte in seiner Feuerrede, die mit großem Beifall unterstrichen wurde, u. a. aus:

„Wir erleben heute den Tag des Hochstandes der Sonne, ein Tag, der seit Menschengedenken alt und jung zu feierlichem Begehen auffordert. In den Großstädten vollziehen sich diese Feiern freilich in einer anderen Umgebung, als sie unsere Vorfahren kannten, aber auch anders, als es heute noch in ländlichen Umgebungen der Fall ist. Es erfüllt uns mit Befriedigung, die fruchtbare Wirkung der Sonne in Form reifender Felder und gedeihender Früchte wahrnehmen zu können. Wie diese immer wirkende Kraft der Sonne lebenspendend in der Natur waltet, so müssen wir uns auch sehr darauf bedacht sein, der gesellschaftlichen Sonne, die von aller Werktätigen Arbeit ausgeht, mehr Beachtung zu schenken. Wie in der Natur zuweilen die Sonne durch dunkle Wolken in ihrem Strahlungswert behindert wird, so gibt es auch im gesellschaftlichen Leben Vorgänge und Erscheinungen, die eine gleiche Funktion ausüben. Den fortschrittlichen Kräften in der Gesellschaft sollte daher sehr daran gelegen sein, bewußt darauf hinarbeiten, daß überall dort, wo rückschrittliche und störende Erscheinungen den geschichtlichen Fortschritt hemmen, den Fortschritt voranzutreiben. Dazu ist erforderlich, daß vor allen Dingen unsere Jugend, aber auch jeder in der Öffentlichkeit tätige Mensch mit ein wenig mehr Sonne dem Leben zugewandt und in der menschlichen Begegnung mit mehr Sonne wirkt.“

Dann flammte das Feuer hoch auf, von den Jungen und Mädels umtanzt. Wir Alten dachten an die vielen Sonnenwendfeuer zurück, die wir oft durchsprangen — vor 30 und 40 Jahren. Und im gemeinsamen Lied fanden sich die Alten und Jungen:

Flamme empor! Flamme empor!
Lod're aus Leiden und Schmerzen,
Sehnsucht und Glück aller Herzen!
Freiheit empor! Freiheit empor!



Flamme
empor!



Jugendchor Hörde



Fackelaufmarsch zum Volkstanz



Volkstanzkreis



Akkordeon-Orchester

Begeisterte Zuschauer





Blick ins Ohlenbachtal

EINMAL — IMMER SAUERLAND

Urlaub, das ist zu 80 Prozent eine Sache der Psychologie und nur zu 20 Prozent eine Frage der technischen Vorbereitung und Organisation. Die Organisation besorgt unsere Abteilung „Veranstaltung und Erholung“. Sie hält von März bis Oktober — und natürlich auch den von Urlaubsfahrten freien Winter hindurch — die Verbindung mit den von der Hütte gemieteten Pensionen, sie verteilt im Januar die Freifahrten und nimmt Anmeldungen für Privatfahrten mit Frau und Kind entgegen, sie nimmt die Belegung der einzelnen Orte vor, wobei Wünsche möglichst berücksichtigt werden; sie bestellt die Autobusse, sie fährt uns hin und holt uns zurück. Die Fahrtziele sind uns im großen ja bekannt: Sauerland, Weserbergland, Edersee, früher Münsterland, diesmal dafür mehr Mosel... Wir wollen uns heute mit in einen Autobus setzen, der an den Anfang aller Hüttenurlaubsfahrten will, ins heimatische, tannenrauschende, wiesenduftende, wunderschöne Sauerland. Urlauber werden wir bringen und holen nach und

von Hellefeld, Olpe, Berge, Reiste, Niedersfeld und Niedersorpe. Das ist fürwahr ein hübsches Programm! Nachdem wir es nun technisch festgelegt haben, kann es losgehen mit der Psychologie.

Kopfsprung ins Ferienglück

Was die einen sind, die kommen vor lauter Angst um die auf 7.30 Uhr festgesetzte Abfahrt schon um 7.10 Uhr in der Hirtenstraße an und stehen dann dort neben ihren eleganten, ladenneu aussehenden Koffern, ein bißchen fröstelnd, denn mit dem Packen ist es spät geworden, und man ist in aller Herrgottsfrühe aufgestanden. Die leise Angst, ob der Bus denn auch wirklich kommt, wird gemildert durch die bewundernden Blicke derer, die zum Halbachubeginn gehen. Der und jener ringt sich ein „Denn viel Glück“ oder „Gute Erholung auch!“ ab. Und die nächste Straßenbahn bringt einen neuen Schub von Reisenden. Was die andern sind, die haben's mit der Ruhe und antworten auch auf den Na-

mensaufruf um 7.35 Uhr nicht, weil sie noch durch Abwesenheit glänzen. Sie werden in etwa einer Viertelstunde angehetzt kommen und irgendwas murmeln von „...gedacht um Viertel vor...“. Was aber die dritten sind, die machen sich die Verspätung zunutze. Der Laden Lange ist auch nicht von gestern. Da kennt man die Pappenheimer, die sich eine Pulle in die Tasche stecken und noch und noch eine. Pfand? Sicher! Was machen die paar Pfennige schon aus, wenn man in Ferien fährt! „Prost, Emil!“ Solange man noch nicht weiß, mit wem man in einem Hause oder doch in einem Orte zusammengebracht werden wird, kann man „auf gute Ferienkameradschaft“ erstmal mit jedem anstoßen. So'n herzhafter Schluck löst die Spannung, die über allen liegt, ehe sich der rote Bus in Bewegung setzt und durch die Springorumstraße, über Körne und Ruhrschnellweg, den Ausfall ins Sauerland macht. Schon ehe das Busmikrophon in rücksichtsvoll gedämpftem Tone darauf aufmerksam macht, daß rechts und



Bucht am Sarpesee mit Blick auf Langscheid

innerung an die Urlaubsreise des vorigen Jahres lebendig. Gewiß, es sind Familien dabei, die der Abwechslung halber mal im Weserbergland waren oder sogar am Rhein, aber „Sauerland bleibt Sauerland“, und für dies Jahr gab es keine andere Entscheidung. Die kleine Ulrike, die vor lauter Reisefieber bei Hin- und Rückfahrt zwei Tage lang nichts essen kann, war voriges Jahr erst 2½ Jahre alt. Heute ist sie schon wesentlich klüger als damals beim Heimkommen. Da hat sie sich an der Gardine des Busses festgeklammert: „Nicht aussteigen, wieder zurückfahren...“

Ja, das möchte mancher. Wer vorerst nur einen Teil des Urlaubs genommen hat und mal sehen wollte, wie es sich wohl anließe im Sauerland, kann es sich natürlich leisten, dem Reiseleiter zu sagen, daß er noch eine Woche oder zwei bleiben möchte. Ferienselige Pensionäre, auf die kein Arbeitsplatz mehr wartet, dürfen sogar stolz erklären: „Wir bleiben noch 14 Tage oder solange es uns gefällt!“

Die andern müssen aus den 14 Tagen machen, was sie können, und das tun sie auch. Ausschlafen, Frühstück schon im Freien, mit Liegestuhl im Hintergrund und mit der Aussicht auf ein Mittagessen. Na, wir bekommen in Niedersorpe, am fernsten Punkt der Fahrt, auch eine Probe von der „Wucht“ der Verpflegung, von der alle schwärmten! Junge, Junge, daß die Pensionsinhaber meist Selbstversorger sind, vermag solch ein reichhaltiges Angebot allein an Fleisch auch nur teilweise zu erklären. Da steht fühlbar auch das echte Bestreben dahinter, den nach Wald und Feld und Freizeit gleichermaßen wie nach Gebor-

Blick auf den Alten und Jungen Grimmen

links vom Ruhrschnellweg der neue Verbindungsabschnitt der Autobahn nach Wuppertal in Bau zu sehen sei, werden die ersten Butterbrote ausgepackt. Der Kollege aus dem Walzwerk zieht eine tonstarke Mundharmonika aus der Tasche, und alsbald kommt aus dem „grünen Wald“ das „Rehlein“ gesprungen, das alsbald „sterbend daliegen“ wird. Der gemeinsame Ferienjubiläum löst sich in Gesang, Volkslied, Schlager, Schnulze — auch der Borussen „im schwarzen Höselein und gelben Hemdelein“ wird hoffnungselig musikalisch gedacht.

Verpflegung war 'ne Wucht

Während Reiseleiter Grunwald, der um Mitternacht erst von der Mosel zurückgekommen ist, in seinen Papieren nachsieht, wen er an der ersten Station, in Hellefeld, ausladen muß, wird die Er-





Seitental der Nuhme zwischen Züschen und Hallenberg

genheit und freundlichem Umsorgtsein lechzenden, schwer arbeitenden Kameraden wirklich für eine Weile ins Paradies zu versetzen, ins Schlaraffenland. Auf waldigen Wanderwegen dehnen sich die Lungen aus, alle Muskeln werden geschmeidig, der Mensch muß frisch „geölt“ werden, mit westfälischem Schinken z. B. (den „Häger“ nicht zu vergessen!) oder mit sahnbedecktem Schokoladenpudding.

„Wenn's so ist, wie es voriges Jahr war, dann wird's prima! Das Essen war so gut, daß wir uns in unserer Pension einmal einstimmig Erbsensuppe gewünscht haben, zur Abwechslung.“

Der Gasthof „Zum müden Mann“

Wenn die ersten ausgestiegen sind, kristallisiert sich bald heraus, wie die Gruppen für die nächsten Orte sein werden. Die weiterfahren und die Stationen kennen, geben gute Ratschläge für Touren, fürs Baden oder wenigstens Patschen in der hier oben so winzig kleinen Ruhr und für Freizeitgestaltung in den durchweg anheimelnden und blitzsauberen Gasthäusern. Wir lernen, daß es z. B. im „müden Mann“ in Reiste durchaus

nicht müde zugeht, sondern daß es dort und an andern Orten Platten gibt, die es in sich haben, von der Qualität des Wacholders ganz zu schweigen. Als der Autobus schon ziemlich leer ist, fahren wir an der eben erst fertig gewordenen Hennetalsperre entlang auf Meschede zu. Vom Fremdenverkehr noch fast unbeleckt, schwingen die waldigen Ufer kilometerweit aus. Die alte Straße, notdürftig abgesperrt, verschwindet schräg abfallend in der Tiefe. Frisch verputzte Gasthäuser locken in funkelnder Frische. Es hat keinen Sinn, am Henneseehotel einen Halt einzulegen, denn *die* Kosten wollen wieder reingeholt werden!!

Wir müssen ja auch nicht überall halten. Wir könnten, wenn wir wollten, mal in Fredeburg aussteigen und in einem der blütenweiß gekalkten Fachwerkhäuschen einkehren. Wer lieber draußen einen trinkt, darf sich im Lesen der uralten frommen Sprüche üben, die über die schwarzen Balken hinlaufen. Aber heute ist dazu keine Zeit. Wir müssen noch über Winterberg und den Kahlen Asten, um die Leute aus Niedersorpe zu holen. Was nützt es uns, von den aus Niedersorpe Zugestiegenen in aller Eile darauf hingewiesen zu werden, daß man „da“ und „da“ in Winterberg gut essen und

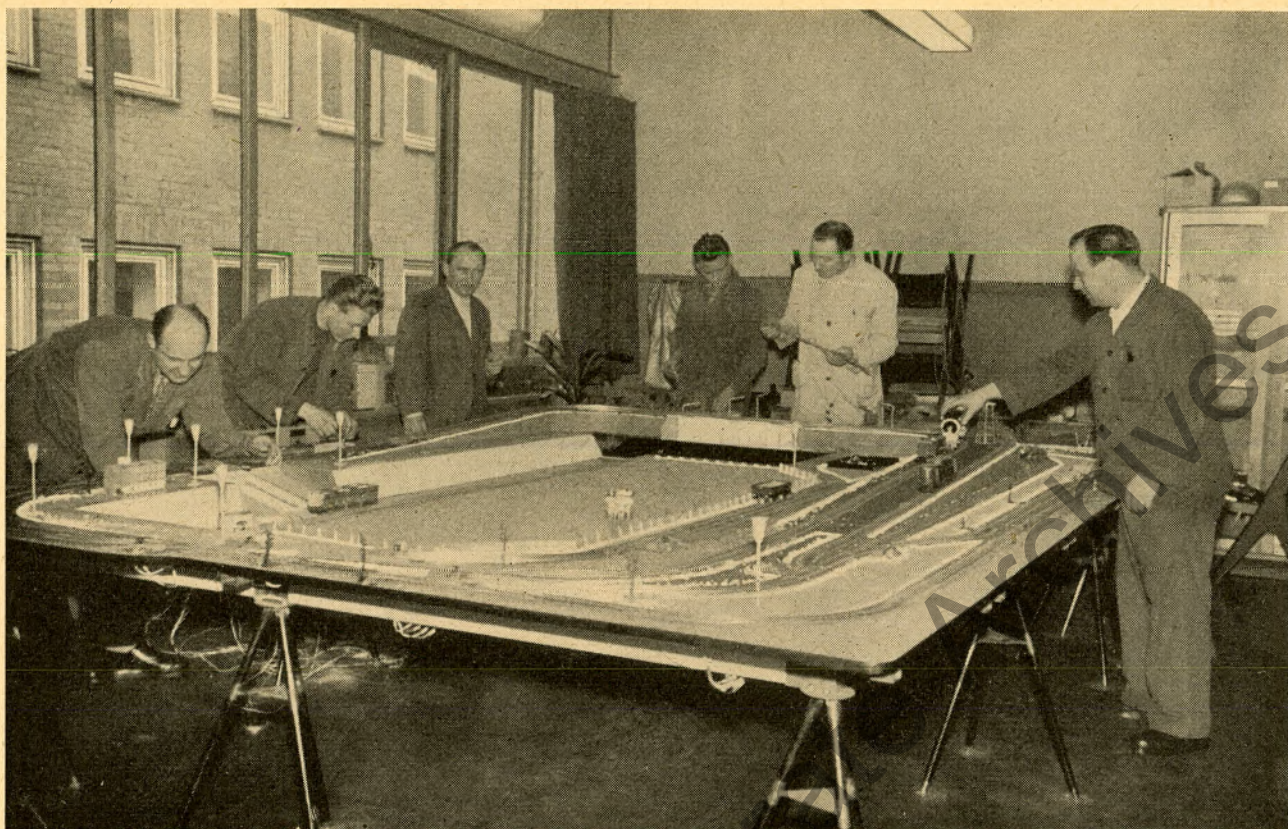
„dort“ prima Eis bekommen kann? Wir müssen doch weiterfahren, und außerdem sind die Sprungschanzen im Augenblick sehenswerter als die Kneipen, die dem flüchtig Durchfahrenden doch verschlossen bleiben.

Aber die Abfahrt vom Kahlen Asten! Die ist vielleicht steil! „Machen Sie's wie der Fahrer“, tröstet Reiseleiter Grunwald, „der macht auch immer die Augen zu, bis er die letzte Haarnadelkurve hinter sich hat...“

Wiesenbächlein, Wildwechsel, „Hexenhäuslein“ irgendwo tief im Walde, große Schafherden an den Hängen oder das neugeborene Kälbchen im Stalle des Wirts — der Wunder ist kein Ende, vor allem auch für die Kinder, die mitfahren durften und nicht müde werden, bis zur Dortmunder Stadtgrenze von ihren Ferienfreuden zu schwärmen.

Mutter hat oben auf ihrer Tasche noch ein Bauernbrot gepackt, einen soliden Fünf- oder Sechspfänder zur Erinnerung an die letzten schönen Tage, und Vater — na, ich möchte nicht wissen, was der irgendwo in einer verborgenen Falte seines guten Anzugs verstaute hat, um fürs Erzählen vom Urlaub, bei der ersten Schicht, sein Gedächtnis frisch zu halten.

I. W.



Modellbaufachleute bei Präzisionsarbeiten vor dem Zulauf des Wassers. V. l. n. r.: Ausbilder Kissel, Lehrling Wienholt, Modellbauer Seemeyer, Lehrling Mehring, Ausbilder Pahlke, Ausbilder Büth.

Modellbau „Marke Lehrwerkstatt“:

„Amphibischer Verkehr mit Lastrohrwaggons

Wie schön die Lehrwerkstatt der Hoesch-Westfalenhütte AG. Modelle bauen kann, das haben alle Hundertausende von Dortmundern und Rosenmontags-Wahl-Dortmundern sehen können, die den Dokagesenwagen „Stadtväter-Theater“ mit der weinenden Thalia hinten drauf und heuer den Vogel Strauß mit seinem (faulen) Ei im Karnevalszuge durch die Stadt haben ziehen sehen. Bei diesen ebenso spritzig erdachten wie fach-, form- und farbgerecht durchgeführten „Modellen“ aber gab es noch keine Maßstabsorgen. Die tauchten im eigentlichsten Sinne des Wortes auch noch nicht auf, als man sich zu Weihnachten 1955 in einer stillen Ecke der Lehrwerkstatt um des lieben Christkinds und einiger Kinder willen, die durchaus eine elektrische Eisenbahn haben mußten, an den Bau von Eisenbahnanlagen machte. Schließlich ist die Spurbreite maßgebend für Schienenführung, Weichenanlage, beleuchtete Bahnhöfe, Transformatoren, Viadukte, Tunnels, Berge, Täler und Felsen, und die Söhne sind am Ende viel zu begeistert, um kritisch auf Kleinigkeiten zu schauen. Immerhin muß man äußerst genau arbeiten und sich als sehr erfindungsreich erweisen. Beides ist eine gute Vorübung für Annahme und Durchführung eines werbetechnisch und instruktiv wichtigen, aus der Praxis geborenen und für die Messe in Hannover bestimmten, dazu noch befristeten Auftrags.

Auftraggeber waren die Hoesch Werke AG

Es ging um nicht Geringeres als die Darstellung des durch Lastrohrwaggons rationalisierten Transportwesens im Modell. Der Lastrohrwaggon ist als „amphibisches Fahrzeug“ eine Fortentwicklung des schon seit Jahren z. B. in Amerika erprobten Lastrohrfloßes, das nach seinem Erfinder auch „Westphalfloß“ genannt wird. Krieg und Nachkriegszeit haben seine endgültige konstruktive Bearbeitung und seinen praktischen Einsatz in der Bundesrepublik um etwa zehn Jahre verspätet. Die Frage, ob man zur Bewältigung des im Zeichen der europäischen Montanwirtschaft immer steigenden Lastenverkehrs die Mosel kanalisieren oder durch Einführung der amphibischen Methode den Verkehr elastisch halten soll, rückt den Lastrohrwaggon, der trotz technischer Raffinessen — wie „Unterwasseranschlußgleis“, „Sonderdrehgestell“, „seitliche Hängebahn mit Rollböcken“ u. a. m. — die einfachste und billigste Lösung darstellt, in den Mittelpunkt zahlreicher technischer und verkehrspolitischer Diskussionen.

Der Präsident der Industrie- und Handelskammer zu Dortmund, Vorstandsmitglied der Hoesch Werke AG, Dipl.-Ing. Dr.-Ing. e. h. Willy Oehl, hat darum durch seine Denkschrift „Verkehrsprobleme der europäischen Montanwirtschaft unter besonderer Berücksichtigung der Moselkanali-

sierung" interessierte Kreise auf die Bedeutung des amphibischen Verkehrs hingewiesen und am 3. Juni 1957 die Theorie durch praktische Vorführung am Hardenberg-hafen erhärtet.

Was Direktor Ochel und seine engsten Mitarbeiter am amphibischen Projekt, Dr.-Ing. Albert Ganzenmüller von der Hoesch AG. und Dipl.-Ing. Erich Rath von Orenstein und Koppel dort der an verkehrspolitischen Fragen unmittelbar interessierten Fachwelt vorführten, wurde bereits auf der Hannoverschen Messe 1957 im Modell gezeigt. Es ist vielen prominenten Persönlichkeiten und 22 Fachkommissionen und 70 000 Messebesuchern vorgeführt worden — insgesamt 730mal!

Das Modell wurde in der Lehrwerkstatt hergestellt. Binnen sechs Wochen mußte die kompliziert-vielseitige Aufgabe gelöst und das fertige Modell in Teile verpackt auf dem Wege nach Hannover sein. „Möglich?“ — „Wird möglich gemacht!“ sagte der Leiter der Lehrwerkstatt, Ingenieur Heinrich Freund, dessen schöpferisch-planende fachliche Gestaltungskraft bereits durch das Projekt entzündet worden war. „Muß geschafft werden!“ sagten seine Mitarbeiter Wirtz, Kissel, Seemeyer, Pahlke, Kobanski und Büth, die nun von den verschiedensten Seiten aus „das Ding angehen“ sollten.

Während von den planerisch und herstellungsmäßig beteiligten Firmen Zeichnungen zur Verfügung gestellt und auf Maßstab 1:50 umgerechnet wurden, konnte man immer schon an die Vorbereitung der als Unterlage gedachten Tischlerplatte und an die Fertigung eines Untergestells gehen. (Wir werden nachher noch sehen, warum dieses Untergestell äußerst stabil bzw. tragfähig werden mußte!)

Die Firma Orenstein und Koppel, Dortmund, und die Firma Linke, Hoffmann und Busch, Salzgitter, gingen an die Fertigung je eines Original Lastrohrwaggons. Die Lehrwerkstatt stellte sie als Modell Maßstab 1:50 her. Dr. Ganzenmüller als Fachmann der Hoesch Werke AG. beriet mit Ingenieur Freund Einzelheiten, die alle bei der Durchführung des „amphibischen Verkehrs“ auftretenden schwierigen Probleme wenigstens auf dem Holzbrett erschöpfend lösten.

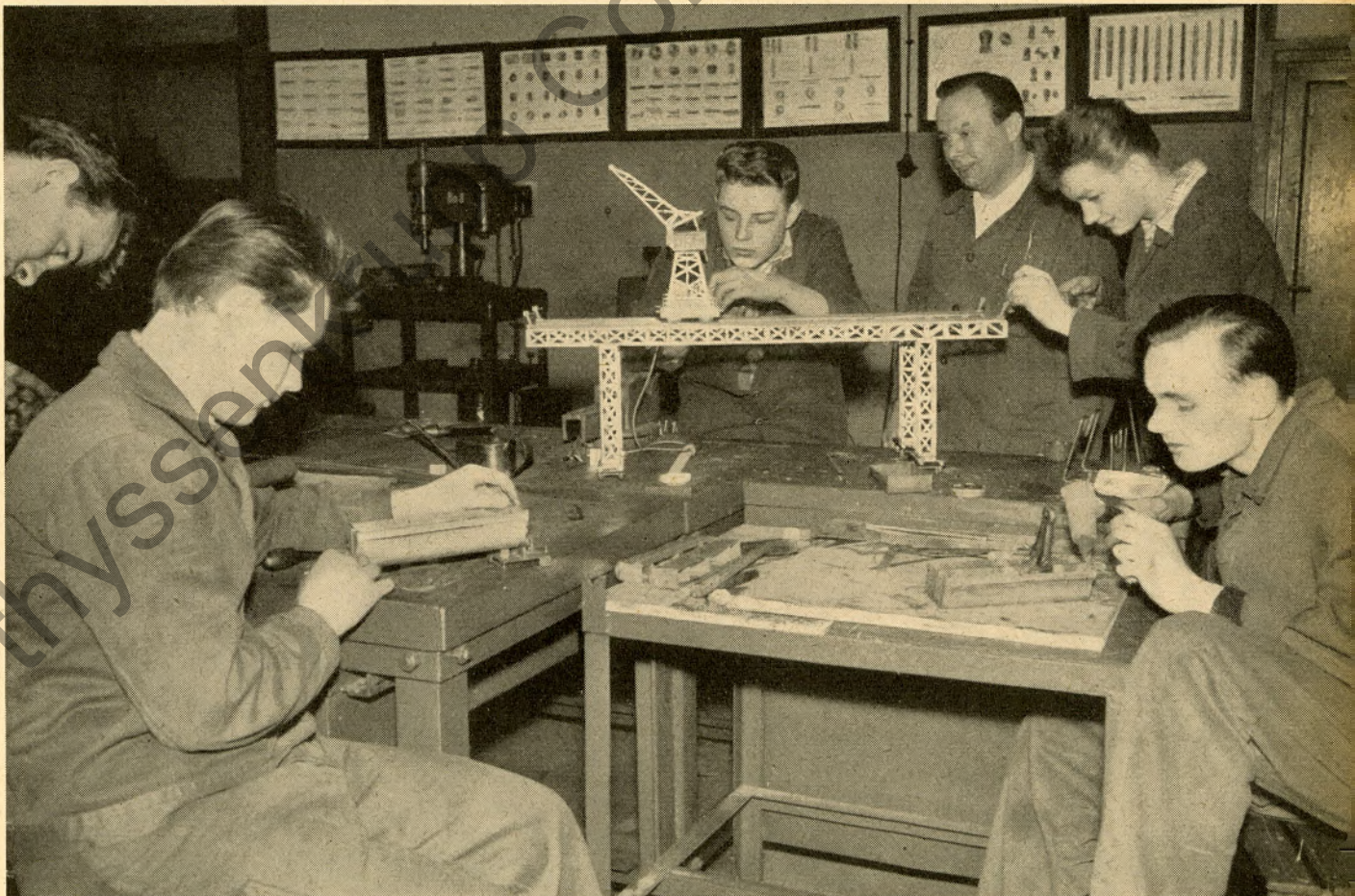
Dem mitten in die Fabrikation hineinschneidenden Besucher schwirren schwerverständliche Begriffe um die Ohren: „Lastrohre kippen elektrisch“ — „Elektromotoren mit Getriebe versehen“ — „Hebebühne mit Schrägaufzug“ ... Aha, da kommen wir ans bzw. ins Wasser, das natürlich erst eingelassen werden kann, wenn alles sonst fertig ist. Ein „Original“-Fluß- und Hafenbecken ist angefertigt worden, das 300 Liter faßt, also so viel wie reichlich vier Vollbäder in der Badewanne. Das muß das Untergestell mit tragen können.

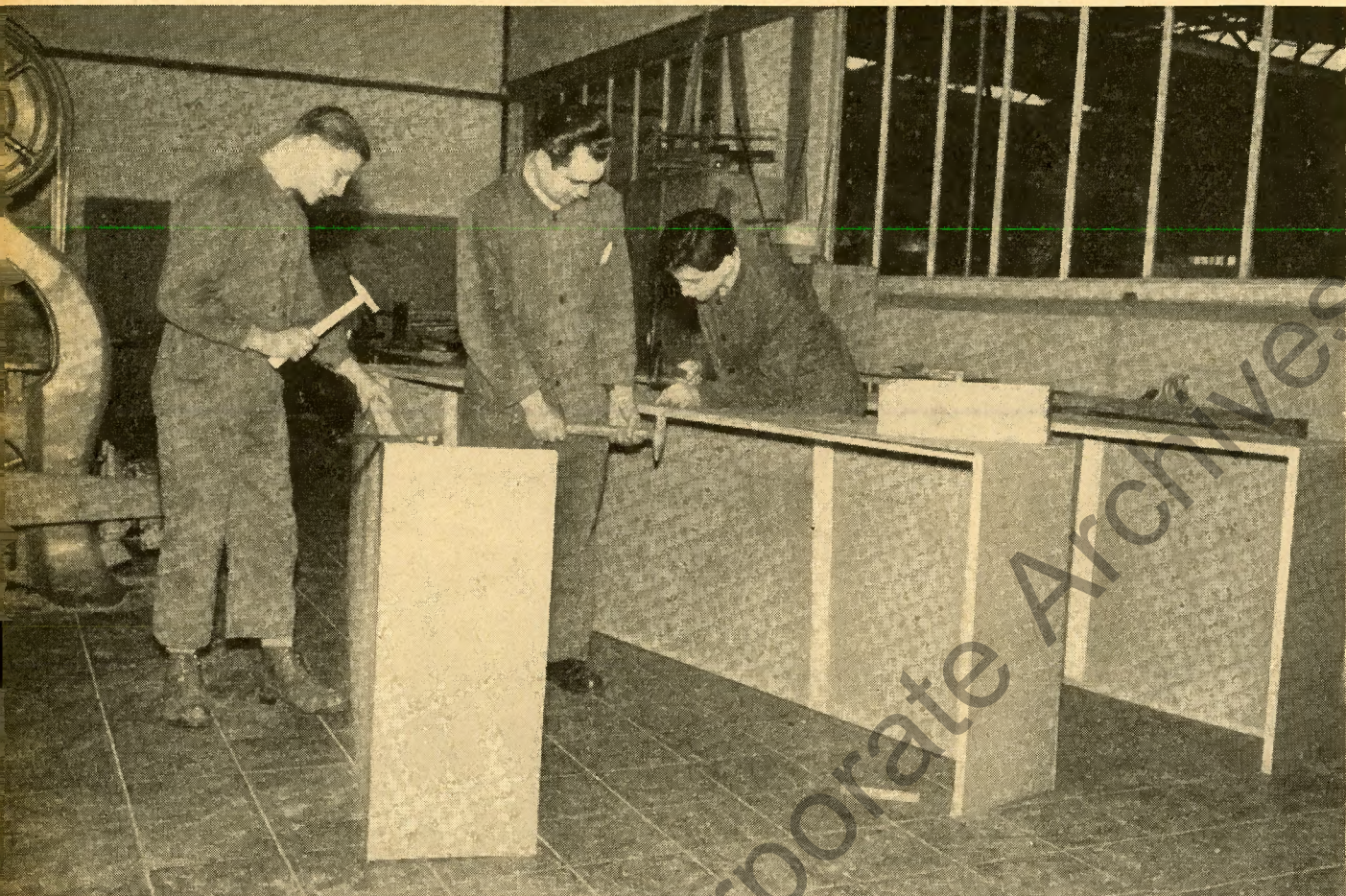
Eine Firma, die überall in der Welt ihre Spundwandbohlen vertreibt, wird natürlich auch in einen Modellhafen Spundwände einbauen,

Herstellungsort: Lehrwerkstatt

Der Schrägaufzug, der die Lastrohre von den Waggons „zu Wasser läßt“ oder sie aus dem Wasser auf Waggons hebt, bereitete tagelang Kopfschmerzen, weil eine Arretierung daran mußte. Aufzug in allen Teilen, Hebebühne, Arretierung und tausend andere Kleinigkeiten sind natürlich in der qualifiziertesten Fabrikation garantiert in einer

Ausbilder Büth überwacht die letzten Montgearbeiten am Portalkran und an den Lastrohrflößen. V. l. n. r.: Lehrlinge Schlieper, Roeske, Hantke, Ausbilder Büth, Lehrlinge Sprenger und Stämmer.





Die Haube wird in einzelnen Teilen von künftigen Schreibern hergestellt. V. l. n. r.: Lehrling Wiegand, Ausbilder Volkmann, Lehrling Wehmann

Lehrwerkstatt, wo fertige und werdende technische Facharbeiter aller Ausbildungsgrade sich quasi im Wettbewerb der guten Ideen auf eine raffinierte Knobelfrage stürzen... Durchschnittlich alle fünf Minuten öffnet sich die Tür, und irgendeiner bringt irgendetwas herein, eine technische Einzelheit, die hier angebaut und da untergefügt wird, die man anpassen, ausprobieren, nachfeilen oder um Millimeter ändern muß.

Der Hochbunker, der naturgetreu zeigen soll, daß man beim amphibischen Verkehr auch auf Land „Kohlen ziehen“ kann, ist hier gemacht und in dem gleichen Grau gespritzt worden wie die Bunker am (spundwandgesäumten) Hafen, die mit Gleisanschluß dem im Bilde aufragenden Hochofen VI vorgelagert sind.

Wenn man bedenkt, daß von der ersten Planung bis zum Verladen des Ganzen nach Hannover nur sechs Wochen zur Verfügung standen, dann tut es wohl, sich vorzustellen, daß auch Teile fertig bezogen werden konnten. Wozu haben wir schließlich eine hoch- und höchstentwickelte, durch Hoeschprodukte entscheidend in ihrer Leistung geförderte Spielzeugindustrie? Fertig waren z. B. die Schienen, die man um ein indirektes Werksgelände herum „demonstrativ“ verlegte. Mit Nebengleisen, Anschlüssen, Kurven sind es gut und gern 60 Meter. Um die Bahn möglichst naturgetreu erscheinen zu lassen, wählte man Gleise ohne Mittelschiene und verlegte sie über eine Auflauframpe, wo Erze und Kohlen in Bunker geschüttet werden. Dort legten die Lastrohre an.

„Kibri-Erze?“ — „Lok-Kohlen 30/35?“

Natürlich bringen sie Spezialerze und Spezialkohlen. Du kannst in der ganzen Welt herumfragen, lieber Leser, du

wirst kein einziges Hüttenwerk finden, in dem „Kibri-Erze“ unter Verwendung von „Lok-Kohlen 30/35“ für „Trix-Expres“ verhüttet werden! Bastelfrohen Vätern allerdings sind diese Marken bestens bekannt. Sie dürften sich auch in dem mit viel Blumenbunt durchsetzten Modellgras auskennen, das man auf geleimte Unterlage schüttet, wo es hart wird und zwanglos aufgesetzte Büsche und Bäume gleich mit einsaugt.

Wie es dem stolzen Besitzer oder Hersteller einer elektrischen Eisenbahn zumute ist, wenn er — endlich — am Schaltbrett den entscheidenden Griff tun kann, der die Anlage in Gang setzt, das wissen Väter und Söhne auch. Mancher würde viel darum geben, wenn er hätte mitfahren und für die ganze Dauer der Messe den wohl ausgeklügelten Kreislauf von „bunkern“ und „zu Wasser lassen“ mit allen Zwischenstationen elektrisch hätte steuern können. Schon der in technischen Fragen gänzlich unbewanderte Besucher der Werkstatt, der nur um des Schauens und Erzählens willen hereingekommen ist, träumt daheim noch von den imposanten Bauten, die, als „Fertighäuser“ von der Spielzeugindustrie bezogen und nur ein bißchen abgeändert und beleuchtet, klug über das Werksgelände verteilt worden sind: Maschinenhaus, Reparaturwerkstätten, Waschkaue für Bunkerarbeiter... Und abends, vor dem Zubettgehen, erzählt er seinem mit offenem Munde lauschenden Jungen von dem in der Welt einzig dastehenden „Werkschutz“, den sich die „Fabrikanten“ für ihr „amphibien-verkehrstechnisches Mikro-Mustergelände“ erdacht haben: Abends, wenn die Messe geschlossen wurde, kippte man über das Ganze einfach eine hölzerne, in der Lehrwerkstattschreinerei nach Maß in drei Teile gefertigte Haube, und dann war Feierabend bis morgen früh. Prima, was? Das soll uns die Praxis einmal nachmachen!

VERKANNT KUNST

Bis zum 31. Juli ist die anlässlich der Ruhrfestspiele veranstaltete Ausstellung „Verkannte Kunst“ geöffnet (Kunsthalle Recklinghausen). Möglichst viele sollten sie besuchen.

Ausstellungsleiter Otto Grochowiak erklärt dazu: „Das Thema dieser Ausstellung ist äußerst aktuell. Es werden da gewichtige Werke mit den Urteilen damaliger, maßgebender Zeitgenossen konfrontiert. Wir greifen uns heute an den Kopf, wenn wir lesen, wie sinnlos einstens gegen Kunstwerke opponiert worden ist, die uns jetzt vollkommen einleuchten. Jede Malerei, Plastik, Symphonie oder Dichtung, die verhältnismäßig ungewohnte Formen in die Welt setzte, hat natürlich sofort auch einen Trupp von Anhängern gefunden. Seltsam aber, daß die Majorität der Betrachter dem veränderten Formenwesen verständnislos gegenüberstand. Kühne Werke auch unserer Zeit, die man heute kopfschüttelnd ablehnt, werden sich ‚übermorgen‘ wahrscheinlich in Museen und Wohnungen befinden.“

In meinem Buch ‚Der verkannte Künstler, Studien zur Geschichte und Theorie des kulturellen Mißverständnisses‘ (1948), habe ich für die Kunst-, Literatur- und Musikgeschichte der letzten 200 Jahre nachweisen können, daß das größere Publikum meistens für diejenige Formengebung schwärmt, die zur Zeit seiner Großmutter aktuell war. Es hängt dies zusammen mit jenem seelischen Beharrungsvermögen, dem inneren Trägheitsgesetz, das uns Menschen beherrscht. Wir möchten in den Strukturen ausrufen, die uns als altgewohnt und durch die Überlieferung ‚geheiligt‘ erscheinen. Viele Betrachter geraten vor jeder relativ neuartigen Ausdrucksweise in einen Schrecken. Die besten Künstler aber waren es immer, die weiterleiten, die neue Formen der Aussage finden. Denn die Geschichte der Kunst beruht auf ewiger Wandlung. Merkwürdig, daß die Zeit der grandiosen gotischen Kathedralen verhältnismäßig schnell vorüberging, die Hochrenaissance sogar nur etwa 20 Jahre währte, dann gleich durch den ‚Manierismus‘ abgelöst wurde, der sich seinerseits bald ins Barock verwandelte, das dann ins Rokoko und einen Klassizismus ausklang. Die Phantasie der großen Gestalter geht eben nicht nur auf Vertiefung aus, sondern auch auf Erneuerung, Verwandlung des gesamten Ausdrucks. Publikum und Kritik erweisen sich aber als weniger beweglich, so daß sie im Gesamtverlauf der neueren Kunstgeschichte nachhinken. Als vor etwa 100 Jahren Delacroix und gleich danach Courbet mit ihrem ‚Realismus‘ erscheinen, macht man ihnen größte Schwierigkeiten. Nachdem sich Betrachter und Kritik einigermaßen eingewöhnt

haben, steht aber schon der Impressionismus mit seiner sublimen Auflösung der Form in Licht und Luft bereit. Wieder beginnen Kritik und Publikum zunächst zu zetern. Als ihnen aber der Reiz und Sinn dieser Entwicklungsphase aufgegangen ist, erscheinen Cézanne, van Gogh und Gauguin schon wieder mit ganz anderer Formungsweise, um wiederum zunächst die schwerste Beargwöhnung zu erfahren. Als schließlich 1911 die Maler vom ‚Blauen Reiter‘, Marc, Macke, Klee, Kandinsky, gemeinsam in München ausstellen, lehnen die ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘ radikal ab. Als wir dieselben Bilder 1949 wieder zeigen, sieht dieselbe Zeitung lauter Meisterwerke in dieser Schau. Die Betrachter brauchen also eine gewisse Anpassungszeit. Sie geht meistens in folgenden Etappen vor sich. Zuerst ruft man entrüstet aus: ‚Das ist überhaupt keine Kunst mehr.‘ Einige Jahre später findet man dieselben Werke ‚zwar interessant, aber nur den Intellekt ansprechend‘. Wieder etwas später hört man sagen, nun sei auch unser Gemüt angerührt. Ganz zuletzt erst wird zugestanden, auch unsere Sinne würden gepackt.

So senkt sich sozusagen ein Lift unserer Urteilsbildung von der obersten Schädeldecke ganz allmählich in unseren Körper hinunter, bis alles in Schwingung geraten ist. Solche Verzögerungen treten auch ein, wenn im sozialen Leben, in der Politik, in der Sitte, ja im Ethos gewisse Verschiebungen stattfinden. Merkwürdige eilig haben es die Menschen aber, sich neuen Formen bei der Kleidung, dem Auto-Schnitt und der gesamten Technik anzuschließen. Es ist bedauerlich, daß wir gerade den tiefergreifenden Äußerungen gegenüber erkonservativ bleiben.

Aber man mißverstehe uns nicht. Wir wollen keineswegs behaupten, je mehr also ein neuer Künstler abgelehnt werde, desto sicherer liege das Genie von übermorgen vor. So einfach ist die Sache nicht. Hier soll auch keineswegs gefordert werden, daß man jeder Neuerscheinung zustimme, damit wir nachträglich nicht etwa als die kulturell Blamierten dastehen. Man mag es ruhig eingestehen, wenn man mit ungewohnten Formen noch nichts anzufangen weiß. Sonst wäre man ja ein Snob, ein bloßer Novitätenjäger. Wir sollten aber nicht gleich mit grundsätzlichen Urteilen vorpellen und etwa schreien: ‚Das ist in der Musik, Malerei und Architektur doch prinzipiell unmöglich, es muß zum Tode aller Künste führen.‘ Wir sollten uns niemals für jenen Allweisen halten, der alles vorauszu-sagen vermag. Wie oft hat man bereits behauptet (man möge das in meinem Buche nachlesen, wo ich die jeweiligen voreiligen Frühkritiken veröffentlichte),



man stünde nunmehr vor dem Ende der Kunst. Immer wieder aber stellte sich später heraus, daß es sich höchstens um eine vorübergehende Krise, meistens aber nur um eine Verwandlung des Lebensgefühls und somit der ganzen Farb- und Formengebung handelte.

Den Abstand zwischen vorausseilenden Künstlern und dem Publikum wird man niemals gänzlich beseitigen können, sonst wären jene Neugestalter ja nicht vorausahnend. Man kann aber jenen Abstand, der soviel Verzögerung und Störung im Verhältnis zwischen Produktion und Rezeption hervorrief, etwas vermindern. Dazu möchte diese Ausstellung beitragen. Sie ist nicht nur historisch gemeint. War es schon früher, das heißt in Zeiten ruhigerer Entwicklung, durchaus notwendig, sich um neue Formen immer wieder zu bemühen, wieviel wichtiger ist dies in unserer Epoche umfassender Erneuerungen und Umbrüche. Mancher Betrachter, der hier immer wieder um den noch ungewohnten künstlerischen Ausdruck wirbt, wird eines Tages belohnt werden, indem ihm eine ungeahnte Welt aufgeht. Auch die gegenstandslose Malerei zum Beispiel, die nur durch Zeichen, Farbenrhythmen und einen Linienkontrapunkt auf uns einwirken will, kann eines Tages so beliebt werden wie die absolute Musik, die ja ebenfalls auf alles Schildern der Dinge unserer Umwelt gänzlich verzichtet.“

Es ist der Ausstellungsleitung anerkennenswerterweise vor allem gelungen, von den Bildern, die die tausendjährigen Machthaber als „entartete Kunst“ bezeichneten und die sie gegen gute Devisen in Luzern versteigern ließen, markante Beispiele zu vereinen. Dank dem außerordentlichen Verständnis in- und zumal ausländischer Leihgeber gelang es, eine beträchtliche Anzahl davon zusammenzubringen. Einige Hauptwerke sind überhaupt zum ersten Male seit neunzehn

Jahren wieder auf deutschem Boden gastweise. Dem Großmut des Lütticher Museums verdanken wir — u. a. — die ergreifende Leihgabe von Franz Marc (seine „Blauen Pferde“); dem New Yorker Museum of Modern Art das blaue „Fenster“ von Henri Matisse, gemalt 1911, ehemals im Folkwang-Museum zu Essen — ein Hauptwerk der europäischen Malerei, vielen westdeutschen Kunstfreunden aus ihrer Jugendzeit ein unvergeßbarer Augenbesitz. Weitere „Entartete“ gaben die Museen Basel und Antwerpen.

Diese Ausstellung ist von der Ausstellungsleitung sowohl als Abschluß wie als Vorbereitung gedacht. Abschluß der bisherigen Reihe, die ihr Ziel im Herstellen einer möglichst umfassenden Anschauungsbasis, historischer Art, erblickte: Es erschien hier, auf dem relativ neuen Boden des nördlichen Ruhrgebietes zuvörderst notwendig, von der Gegenwart aus die Vergangenheit auf überzeitliche Werte zu durchforschen und die ältere Kunst entsprechend heranzuziehen. Nun diese Basis einigermaßen geschaffen ist, will die Ausstellungsleitung ihr Augenmerk stärker als bislang auf die Formung der Zukunft richten. Ihre Überlegungen zielen dabei auf einen Gleichklang mit der Brüsseler Weltausstellung von 1958, die dem Weltbild der Zukunft gilt.



FRIEDRICH, Caspar David

geb. 1774 in Greifswald, gest. 1840 in Dresden. 1794—1798 Studium an der Akademie Kopenhagen. Seit 1798 in Dresden ansässig. Freundschaft mit Philipp Otto Runge, Tieck und Novalis, Ferdinand Olivier und den Brüdern Riepenhausen. 1810 Mitglied der Berliner, 1816 der Dresdener Akademie. 1807 erhielt er den Auftrag für ein Altarbild im Schloß des Grafen Thun in Tetschen (bekannt als „Kreuz im Gebirge“). Dieses Bild wird von dem als

Kunstfreund und Kenner hochgeschätzten Herrn von Ramdohr heftig angegriffen. Die — für die damalige Zeit — sehr persönliche Landschaftsauffassung blieb Friedrichs Zeitgenossen fremd. Nach von Kuglens Tod (1820) — der für ihn gesorgt hatte — stockt der Verkauf seiner Bilder fast völlig. Er stirbt in Not und Elend und bleibt bis in die neunziger Jahre vergessen. 1857 schreibt A. Hagen: „Friedrich ist vergessen“, und Kugler erwähnt ihn nicht einmal in seiner Pommerschen Kunstgeschichte. — Heute wissen wir, daß es wohl kaum einen deutschen Künstler des 19. Jahrhunderts gibt, dessen Werk von Kennern und Laien gleich hoch geschätzt und geliebt wird.

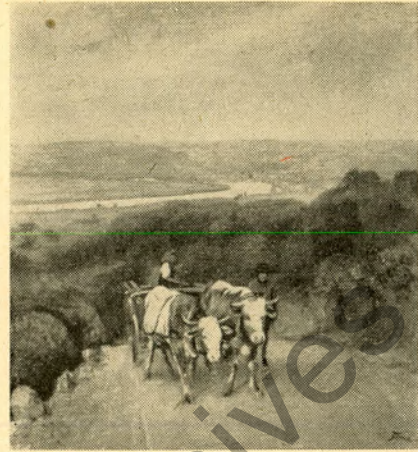


COROT, Jean-Baptiste-Camille

geboren 1796 in Paris, dort gestorben 1875. Bis zu seinem 27. Lebensjahr als Tuchmacher tätig, Studium im Atelier Victor Bertin (klassische Landschaftsmalerei). 1825 bis 1828 Aufenthalt in der römischen Campagna. 1828 Rückkehr nach Paris, zahlreiche Reisen durch Frankreich, Italien, Holland und England. 1827 zum ersten Male im Salon. Die Kritik rügt die Monotonie seiner Farbgebung und wirft ihm mangelndes Können vor. Die offizielle akademisch-klassische Schule bekämpft ihn heftig, und die Anhänger des Realismus schätzen seine poetische Staffage nicht. Spätere Einsendungen zum Salon werden häufig refüsiert. Bis 1839 hat Corot nur zwei kleine Bilder verkaufen können. Erst seit 1846 erwacht das Interesse weiterer Kreise für ihn, es häufen sich die Verkäufe. 1846 Ehrenlegion, 1848 Verleihung der Medaille Erster Klasse. Aber noch immer hat Corots Kunst Gegner, die es hintertreiben, daß ihm die Medaille d'honneur verliehen wird.

THOMA, Hans

geboren 1839 in Bernau (Schwarzwald), gestorben 1924 in Karlsruhe. Nach Lithographenlehre und Ausbildung als Uhrschildmaler 1859 Studium an der Akademie Karlsruhe. 1868 Reise nach Paris, wo ihn Courbet und die Maler von Barbizon stark beeindruckten. Entmutigt durch den völligen Mißerfolg seiner Ausstellung in Karlsruhe 1870, geht Thoma nach München, wo er sich mit Leibl an-



freundet. Seit 1876 lebt er in Frankfurt. Erst seit der Sonderausstellung in München (1899) beginnt man Thomas Kunst zu schätzen, so wird ihm 1898 der Titel „Königlich-Preussischer Professor“ verliehen, 1899 wird er Galeriedirektor und Leiter einer Meisterklasse der Akademie Karlsruhe, und zu seinem 80. Geburtstag wird der in seiner Frühzeit angegriffene Thoma mit Ehrungen überhäuft.

RODIN, Auguste

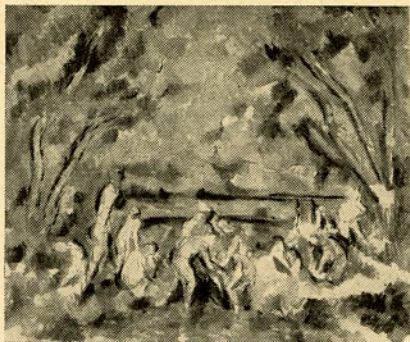
geboren 1840 in Paris, gestorben 1917 in Meudon. Studium an der Ecole d'Art Décorative in Paris. 1864 bis 1871 arbeitet er in der Porzellanmanufaktur Sèvres, hernach bereist er zum Studium der französischen Kathedralen den Süden Frankreichs. Um 1880 beginnt er mit einer Reihe von Büsten berühmter Zeitgenossen, von denen sein Balzacdenkmal heftigst angegriffen wird, ebenso erging es seinen Entwürfen für das Portal der Ecole d'Art Décorative „Das Höllentor“ und seiner Plastik „Das eiserne Zeitalter“. Doch wächst trotzdem sein Ruhm.



Künstler und Schriftsteller der ganzen Welt gehen in seinem Haus aus und ein. Die Pariser Weltausstellung 1900, wo er in einem eigenen Pavillon mit 171 Werken vertreten ist, sichert ihm die Bewunderung seiner Zeitgenossen, und er zählt seither zu den berühmtesten Bildhauern Frankreichs.

CÉZANNE, Paul

geboren 1839 in Aix-en-Provence, dort gestorben 1906. Ausbildung an der Ecole Suisse, da er das Aufnahme-Examen an der Ecole des Beaux-Arts nicht bestand. Bekanntschaft mit Pissarro und Guillaumin. Vom Salon wurde Cézanne zurückgewiesen. Doch waren gelegentlich in der Farbenhandlung des Père Tanguy Bilder



von ihm zu sehen. (Von ihm erwarb auch Duret die ersten Cézanne-Bilder zum Preise von 40 bis 100 Francs.) 1874 und 1877 beteiligt sich Cézanne an den Impressionistenausstellungen. Er wurde aber so maßlos verhöhnt und beleidigt, daß er sich bei den Impressionisten nicht mehr beteiligte. Einmal, 1882, gelang es einem Freund, ein Bild Cézannes im Salon unterzubringen. Weil aber Cézanne um jeden Preis ausstellen wollte, gab er seine Bilder zu einer Ausstellung von Laienmalern, da er dort nicht refüsiert werden konnte. Doch glaubten die Veranstalter dieser Ausstellung, sich für Cézannes Einsendungen entschuldigen zu müssen. Seit 1879 lebte Cézanne zurückgezogen in Aix. 1901 erbat Mirbeau für Cézanne das Kreuz der Ehrenlegion, aber Roujon, der Direktor der Schönen Künste, lehnte diesen Antrag ab.

VAN GOGH, Vincent

geboren 1853 in Groot Zundert, gestorben 1890 in Auvers-sur-Oise. Bis 1876 Lehrling in der Kunsthandlung seines Oheims, zunächst Tätigkeit als Lehrer und Hilfsprediger. Seit 1888 beginnt er zu malen nach dem Vorbild der von ihm verehrten Künstler Israels und Mauce. Einige Monate Akademie Antwerpen. 1886 Übersiedlung zu seinem Bruder Théo nach Paris, wo er mit den Impressionisten und Neo-Impressionisten bekannt wird. — 1888 geht van Gogh nach



Arles: dort für kurze Zeit gemeinsame Arbeit mit Gauguin. Wegen heftiger Nervenankfälle kommt er ins Hospital in Arles und 1889—1890 in St. Rémy. Ab 1890 begibt er sich in die Pflege des Diktator Gachet (Auvers-sur-Oise), der für ihn ein verständnisvoller Arzt und Freund wird. Dort stirbt er 1890 an den Folgen einer selbstzugefügten Verwundung.

Während es van Gogh nur ein einziges Mal erlebte, daß ihm jemand ein Bild abkaufte, stiegen Nachfrage und Wert seiner Werke nach seinem Tod ständig. Zahlreiche Reproduktionen nach seinen Bildern zeugen von der Popularität, die van Gogh heute in aller Welt besitzt.



MUNCH, Edvard

geboren 1863 in Loeiten (Norwegen), gestorben 1944 auf Ekely. Studium an der Kunstgewerbeschule in Oslo. Bei seinen Aufenthalten in Paris lernt er das Werk Toulouse-Lautrecs, Gauguins und van Goghs kennen. Er gehört neben van Gogh zu den Begründern des Expressionismus. 1892 gibt er auf Einladung der Berliner Künstler 55 Werke zu einer Ausstellung nach Berlin, wo seine Kunst den Protest der konservativen Künsterschaft (an der Spitze Akademiedirektor Anton von Werner) erweckt, welche die Schließung der Ausstellung fordert und erreicht. Um 1896 entstehen seine ersten Holzschnitte, er wird Mitarbeiter des „Pan“, der mutigsten Kunstzeitschrift jener Zeit. Innere Unruhe, psychische Erschütterungen und ständige wirtschaftliche Schwierigkeiten führen zu einer Nervenkrise.

Als er geheilt aus dem Sanatorium zurückkommt, wandelt sich seine Palette zu heller, freudiger Farbigkeit. Seither wachsen Anerkennung und finanzielle Erfolge. Doch sind seine letzten Lebensjahre durch Krankheit und Kriegseinwirkungen verdüstert. Auch trifft es ihn hart, daß in Deutschland 82 seiner Werke als „entartete Kunst“ beschlagnahmt werden.

KOKOSCHKA, Oskar

geboren 1886 in Pöchlarn (Österreich), lebt in London und in der Schweiz. Studium an der Kunstgewerbeschule Wien. Als er 1908 auf der „Ersten Wiener Kunstschau“ einige Bilder ausstellt, erregt er damit öffentliches Ärgernis, so daß man ihn von der Kunstgewerbeschule verweist. Er begegnet dem Architekten Adolf Loos, der sein Freund und Gönner wird. Durch Loos wird er bei Walden eingeführt und gehört fortan zu den Hauptillustratoren der Zeitschrift „Sturm“. 1911, bei einer Ausstellung des Hagen-Bundes, werden seine Werke wieder heftig angegriffen. Neben Städtebildern entstehen Bildnisse, in denen er die Zustände des Porträtierten geradezu psychoanalytisch erfaßt. Nach seiner Lehrtätigkeit in Dresden (1919—1924) Reisen nach Italien, Tunesien, Nordafrika, Ägypten, Türkei usw. 1937 findet zum ersten Male eine repräsentative Ausstellung seiner Werke in Wien statt. Seine österreichische Heimat beginnt ihn zu schätzen, aber zu gleicher Zeit werden in Deutschland 417 seiner Werke als „entartet“ beschlagnahmt und 16 davon in der Schau „Entartete Kunst“ gezeigt. 1938 flieht er nach London. Heute wird Kokoschkas Werk in der ganzen Welt geschätzt und begehrt. Zu seinen Kursen in der Sommerakademie Salzburg strömen alljährlich Schüler aus aller Herren Ländern.





Bild 1: Die Großzügigkeit und die Sauberkeit der Straßen sind bezeichnend für die ganze Siedlung

FRANZ-ZIMMER-SIEDLUNG

Tief verwurzelt in einem jeden Menschen liegt der Trieb zum eigenen Grund und Boden. Die Scholle kann noch so klein sein, sie verleiht uns das Gefühl einer inneren und äußeren Sicherheit. Auch

in unserem 20. Jahrhundert, in dem viel Wertvolles verlorengegangen, ist der Wunsch zum Eigentum nicht untergegangen. Staat, Land, Gemeinde und nicht zuletzt die großen Betriebe haben dieses erkannt. Zu dieser Erkenntnis kommt noch die Erfahrung, daß in dem bodengebundenen Menschen dem Staat ein treuer Bürger erwächst und der Betrieb einen verantwortungsbewußten Mitarbeiter gewinnt. Das Ergebnis aus der hieraus gezogenen Folgerung sind die Siedlungen, die entstanden sind und entstehen. In ganz besonders aufgeschlossener und fortschrittlicher Weise hat sich die Westfalenhütte bei der Planung und Ausführung der Franz-Zimmer-Siedlung in Dortmund-Kirchderne gezeigt.

(Fotos: Gerda Hansen)



Bild 2: Und ist der Garten auch noch so klein — die Arbeit zur Erhaltung muß getan werden; und hier macht es ja dem Siedler „so richtigen Spaß“

Bild 3: Blick in die Siedlung



Bild 4: In der Franz-Zimmer-Siedlung muß man zwei Arten des Eigentums unterscheiden — den Besitzer des Eigenheims und den Siedler. Der Siedler hat hinter seinem Haus noch einen Nutzgarten und meist noch einen kleinen Stall. Der Schornstein im Hintergrund gemahnt an die Nähe der Schwerindustrie

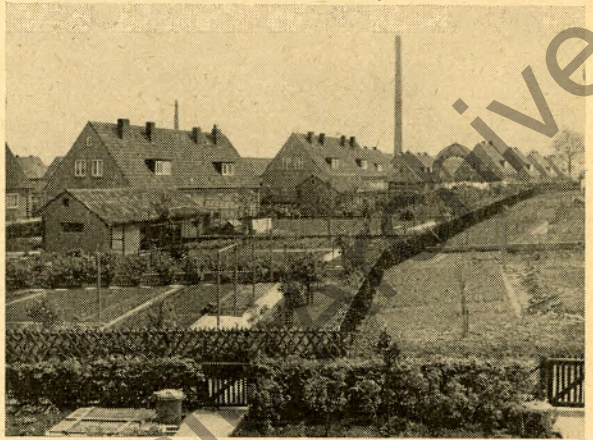


Bild 5: Die Kirchderner Schule ist erst seit wenigen Jahren erbaut und mit großen Mitteln der Westfalenhütte fertiggestellt worden. Unter dem Leitsatz „Luft und Licht für unsere Kinder“ wurde sie errichtet

Bild 6: Selbst auf der Straße können die Kinder ihr Spiel und sich selbst zur Entfaltung bringen. Hier werden sie weder durch die Erwachsenen noch durch Verkehr gestört

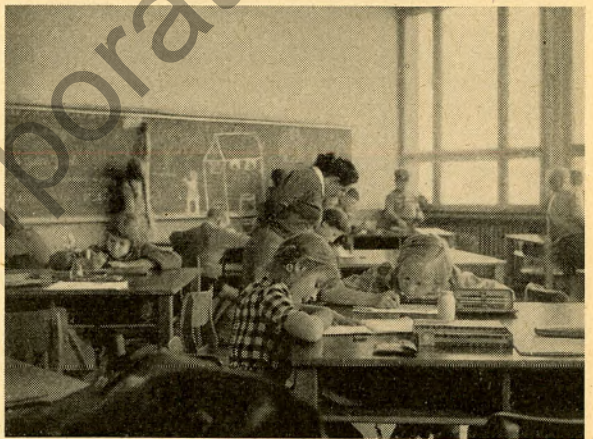


Bild 7: Blick in das Wohnzimmer eines Siedlungshauses

Bild 8: Der Mann, dessen Name die Siedlung trägt — Franz Zimmer. Sein Bild soll für alle die stehen, die an dem Entwurf und der Ausführung geschäftig haben — und ganz besonders für alle Mitarbeiter der Hütte, die durch ihre Arbeitskraft und Einsatzfreude erst die Voraussetzung dafür schufen, daß die Mittel für den Bau von Wohnungen bzw. Siedlungen bereitgestellt werden konnten



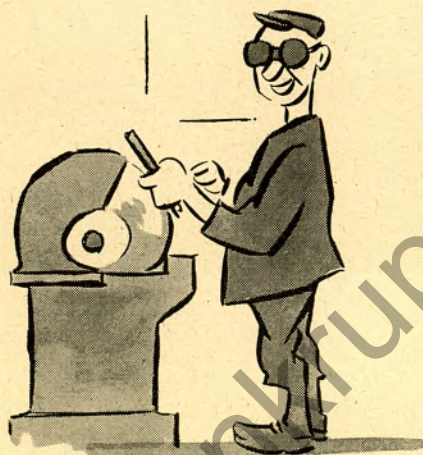
SICHERHEITS A B C



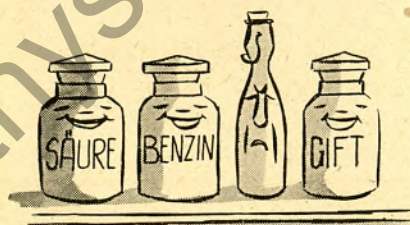
Apparate und Maschinen
niemals unerlaubt bedienen!



Dunkelheit und grelles Licht
stärken Deine Sehkraft nicht.



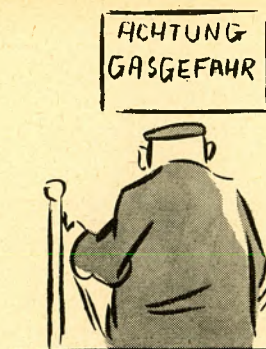
Brillen, die vor Funken schützen,
kannst Du ohne Scham benützen.



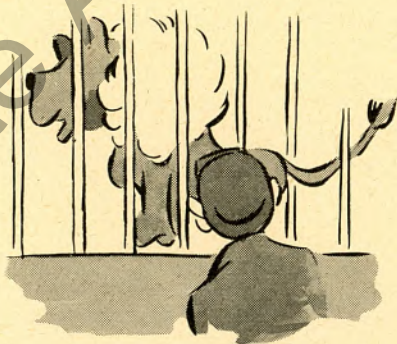
Chemikalien müssen fein
sorgfältig bezeichnet sein.



Ein- und Ausgang halte frei,
daß kein Sturz dort möglich sei!



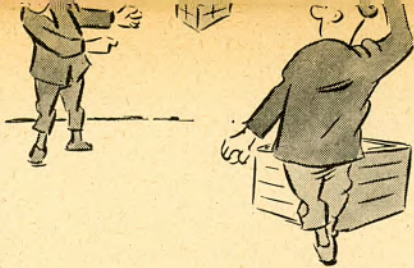
Filter gegen böse Gase
nützen nur vor Mund und Nase.



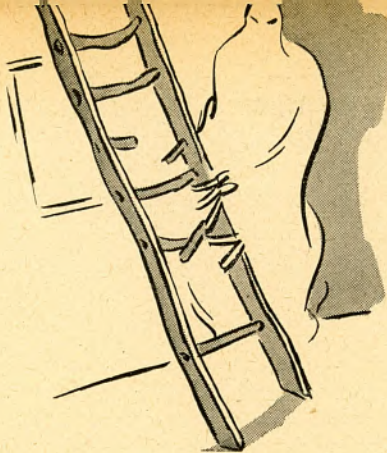
Gitter, hier wie bei den Tieren,
sind nicht da zum Abmontieren.



Haar, das lang und lustig weht,
nimm in acht, wo sich was dreht!



Instrumente, Werkzeug, Waren
wirft man nicht, um Zeit zu sparen!



Leitern, die sich wind-schief neigen,
kann nur ein Gespenst besteigen.



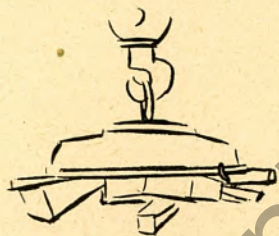
Oele, schmiere oft und gut —
aber wenn das Triebwerk ruht!



Jux und Ulk am Arbeitsstand
enden oft im Gipsverband.



Mut hat jeder Menschenfresser,
Rücksicht und Vernunft sind besser.



Kränen, wenn sie Lasten schwenken,
darfst Du kein Vertrauen schenken.



Nägel sammle auf und Glas:
Blutvergiftung ist kein Spaß.



PreBlutflaschen, schöne Frauen:
Bind' sie fest! Dann darfst Du trauen.

Die rechte Art, seine Ferien zu verbringen

Erstens: Brich alle Brücken hinter dir ab!

Bist du sofort nach der Weihnachtsbescherung planmäßig mit der Vorfreude angefangen? Reserviertest du dir im neuen Jahrestaschenkalender die letzte freie Seite und schriebst in schönster Schrift an die höchste Stelle: „Was ich alles auf die Sommerreise mitnehme“? Und notiertest du all die Wichtigkeiten, auf die du nicht verzichten möchtest: 1. den Kompaß 2. den Briefbeschwerer und -öffner; 3. die Liste mit den Klassikern, die du noch immer nachholen willst; 4. den weichen Schuhappen, an dem du so hängst; 5. Onkel Ottos Rasierspiegel? Und hast du den Kalender verloren? Gottlob! Dann fahr los! Ins Blaue. Mit leichtem Gepäck. Ohne Onkel Ottos Spiegel. Laß auch gefälligst den Brieföffner daheim. Lies auf Urlaub keine Briefe. Es gibt keinen wichtigen Sommerbrief, der nicht im Herbst genauso wichtig geblieben ist. Zerreiß auch den albernen Wisch, den du da zurücklassen möchtest: „Bin jederzeit über Forsthaus Ammershausen zu erreichen. Nummer 27.“ Du bist telefonisch nicht zu erreichen! Du bist überhaupt nicht zu erreichen. Nicht brieflich. Nicht postkärtlich. Nicht mal drucksächlich. Du bist geplatzt. Du bist weg. Hörst du? Futsch!

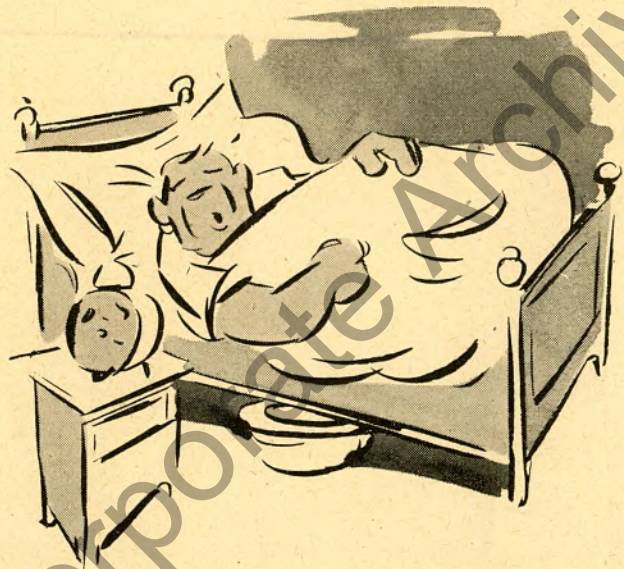
Zweitens: Knausere nicht, leb auf Teufel komm 'raus!

Du zählst dein Geld. Es reicht für dreieinhalb Wochen. Wenn du sehr sparsam bist, allerdings. Da muß man sich eben die Erdbeertortelette beim Abendessen verkneifen. Halt! Du alter Geizkragen! Wenn du schon einmal nach so langer Zeit auf Erholung gehst, so knapse nicht. Hau ein bißchen auf die Pauke, einmal in deinen Ferien solltest du dir das leisten. Wenn deine Börse schmal ist, dann geh lieber nur auf drei Wochen fort und verzichte auf die letzten drei Tage. Wurf das so ersparte Geld auf die Erdbeertortelette. Nur wer (auf Urlaub) im Wohlstand lebt, lebt angenehm.

Drittens: Mach bloß keine Pläne!

Die Falte an deiner linken Backe muß fort. Deinen Specknackten willst du loswerden. Wolltest du bei deiner Heimkehr nicht wie ein Mulatte aussehen? Schon um Renate zu imponieren, die nicht mitkommen wollte. Laß sie doch denken, was sie will. Es imponiert ihr bestimmt nicht, wenn du wie ein Neger aussiehst und dir dabei dein Herz ram-

streck dich. Reck dick. Geh ans Fenster. Genieße den Ausblick. (Die meisten Urlauber mieten einen Raum nur wegen der herrlichen Aussicht, aber sie träumen nicht davon, sich jemals ihrer zu erfreuen.) Die Welt ist schön! Gesteh's doch einmal ein! So, und nun frühstücke. Du! Warum schluckst du denn die Eier so rasch herunter? Das ist die alte Gewohnheit. Du bekommst sonst den Omnibus nicht mehr und bist 13 Minuten zu spät im Büro. Und wenn der Herr Abteilungsleiter zu spät kommt, was darf man denn von Herrn Wilhelm Friedrich Piepchenpfeffer,



poniert hast. Denk an deine Gesundheit! Oder denk, was für einen Urlauber das Leitmotiv sein muß: denk überhaupt nicht. Leb in den freien Tag hinein. Flieh die Faktura! Vergiß die „dunklen Punkte an Ihrem Allerwertesten“, die dein Chef Kleisterlein, wie er androht, „demnächst mündlich berühren“ wird. Laß Meyer Meyer sein und Maier Maier. Denk nicht. Ruh dich aus. Dich. Deine Knochen. Dein Hirn. Deine Augen. Deine Nerven. Neulich hast du erst den Kursus „Gedächtniskunde“ mit Erfolg absolviert. Jetzt studiere das Gegenteil: „Vergessenskunde.“ Vergiß! Rüste ab. Zieh deine geistigen Rolläden herunter. Sei stupide. Blödle!

Viertens: Nimm dir Zeit, schlafe bis in die Puppen!

Mach um Gottes willen kein Programm! Ich hör' schon, wie du Fräulein Berta bittest, sie möchte dich bestimmt um acht Uhr wecken. Nein, Fräulein Berta, wecken Sie ihn bloß nicht.

Laß auch deinen dämlichen Wecker im Koffer stehen. Schlaf gefälligst, bis du von allein aufwachst. Und dann steh' meinerwegen auf. Das Frühstück wird dir auch nach zehn Uhr noch serviert. Sonst zieh aus. Zieh in eine Sommerpension, in der man Höchstachtung vor dem Vormittagsausschlaf eines jahrelang gepeinigten Frühaufstehers hat.

dem Volontär, erwarten? Aber hier ist doch, dem Himmel sei Dank, hier ist doch kein Omnibus und auch kein Piepchenpfeffer! Hier ist Ruhe, Friede, Zeit. Hier regiert nur eins. Es ist die wonnigste Medizin, der köstlichste Jugendborntunk für den gehetzten Flüchtling unserer Ära. Hier herrscht ihre Majestät, die Langeweile.



Fünftens: Langweile dich gründlich!

Ja, Langeweile. Langeweile ist es, die du so dringlich benötigst. Jene Langeweile, vor der du dich sonst gähnend zu drücken suchst. Diese Langeweile mußt du nunmehr zu fabrizieren suchen. Diese Langeweile würzt die Mahlzeit, die Luft, dein Inneres. Diese Langeweile stärkt alles, was an dir so schwach und reparaturbedürftig geworden ist. — Du fragst: „Ich soll mich langweilen? Für mein schönes, so schwer verdientes Geld? Nein, ich will Ablenkung, Abwechslung, Aufregung!“

Nein, Freundchen, Langeweile. Da hilft kein Widerstand. Es ist das ewig junge Rezept. Der Großvater nahm es und wuchs zum Jüngling zurück. Und nun ist es der modernste Schrei der Neurologen, der Psychologen, der Physiologen, der Pädagogen und, oh, vernimm die mahnenden Worte, der Herz- und Nervenärzte! Sträube dich nicht. Je eher du beginnst, die gewaltige Kunst des Sichlangweilens zu beherrschen, je rascher wirst du sie wieder loswerden dürfen. Lerne dich langweilen. Bade dich in Langeweile. Kultiviere sie, wenn es dir glückt, bis zur Orgie. Erst wenn du nicht mehr auf deinen Nebentisch schielst und gespannt nachdenkst, ob der ungewöhnlich kleine Herr da drüben der Sohn oder der Freund der weitmaschigen Brünetten ist, erst wenn du nicht mehr kalkulierst, wieviel denn der Wirt je Gast verdienen könnte, falls das Haus ausverkauft ist, erst wenn du nicht mehr nervös mit den Fingern auf der Tischdecke herumtrommelst, weil Herta, die holde Bedienerin, das Salz vergessen hat, erst wenn dich das alles nicht mehr nervös macht, dann bist du auf der Einbahnstraße zu deiner Gesundheit, dann hast du deine Ersparnisse für deinen Urlaub nicht vergeudet.

Sechstens: Sei faul —

und lebe wie Gott in Frankreich!

Mach keine Gewaltmärsche, wenn du daheim nicht gewöhnt bist, weiter als bis zur Haltestelle zu keuchen. Schwimme auch nicht stundenlang, falls du sonst nur in der Badewanne Schiffchen spielen läßt. Meide die Sonne, wenn du sie nicht gewöhnt bist. Es ist ja schön, sehr braun zu sein, aber die Kurärzte können ein Liedchen vom Schmerzgeheul der Sonnenbrandfiebernden singen. Übertreib nichts. Und kämpfe gegen deine Unrast, die dir dauernd ins Ohr flüstert: da, dort, hier, nein dort, da könnte etwas Interessantes los sein, was ich versäume. Nein, du versäumst nichts. Die erfährst noch rechtzeitig, daß die machtvolle Brünette die rechtmäßig angetraute Ehegattin des winzigen Strichs auf ihrem Nebstuhl ist. Daß und wie er sie vergöttert. Daß er der Leiter eines der größten mechanischen Werkes, des Landes, des Erdteils, ja der Welt ist. Mit 243 Arbeitern und Angestellten. Daß sie mit einem Major der Luftwaffe, einem Riesen, verheiratet gewesen war und sich von ihm wegen des kleinen Affenpinschers da hat scheiden lassen.



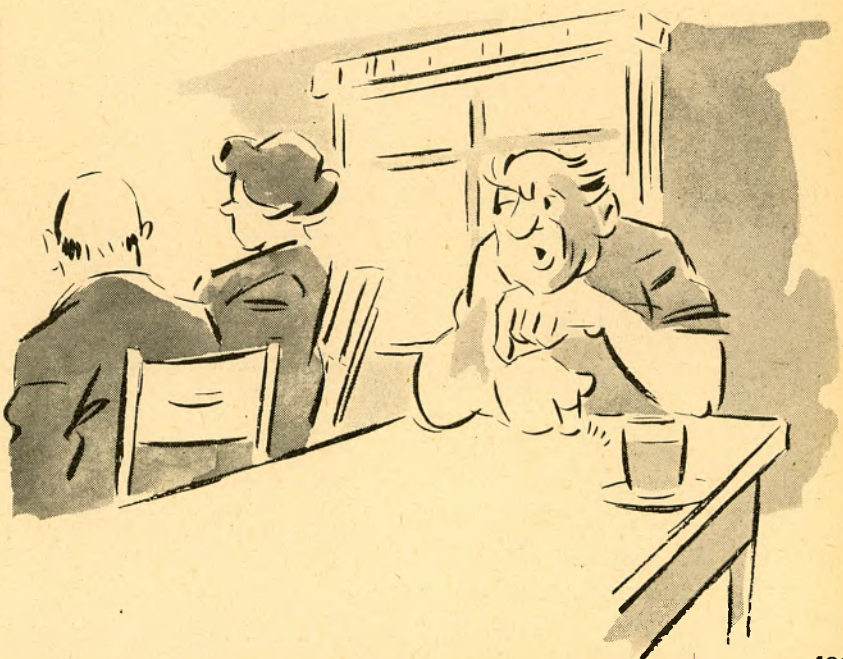
Verachte mir diese Dame nicht. Hör ihr genau zu. Du hast sonst nie so viel Zeit, einen munter abwärts fließenden Wasserfall zu belauschen. Ertappe sie, bitte, nicht, wenn sie sich widerspricht. Gewiß, soeben waren es noch 314 Arbeiter im Werke ihres lieben Gatten, jetzt sind es schon 512. So was kommt vor. Nur nicht kleinlich sein. In den Ferien wachsen die Positionen, die Werke, die Schlösser nach der Entfernung im Quadrat. Sei kein Spießer. Glaub alles. Laß doch deinen neuen Freunden die Illusion, in der sie auf ihrem Urlaub zu leben lieben. Es kostet dich ja nichts. Revanchiere dich. Erzähle ihnen auch von deinem Gut. Beschreibe ihnen deine immense Knopffabrik, die du allein für die Livreen deiner Privatdiener eröffnen mußt. Laß auch mal deiner Phantasie die Zügel schießen. Gib an! So recht nach Herzenslust. Auch du schädigst ja niemand, und es tut dir wohl. Solch ein Urlaub ist wie ein vieltägiger Maskenball. Generaldirek-

tors unter sich. Jeder ist Professor. Ein Leben wie im Roman.

Siebtens und letztens: Schau in den blauen Himmel und sei dankbar!

Sei guter Dinge, amüsiere dich königlich, denn einmal schrillt der Wecker wieder um sieben Uhr früh. Im Stehen schüttst du den Kaffee hinunter und stürzt zum Omnibus. Dann bist du kein Generaldirektor mehr, dann bist du wieder, was du warst: ein Büroangestellter, der über das Kontobuch gebeugt, acht Stunden lang alberne Zahlen in albernem Rubriken unterzubringen hat.

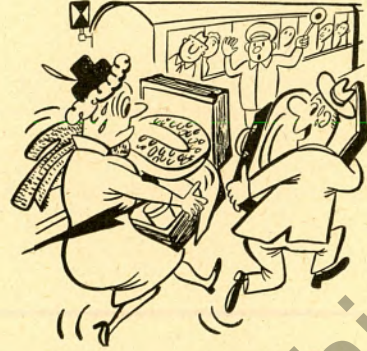
Schleich dich hinaus ins einsame Grüne, erholer Freund, an den Bach, schau in den blauen Himmel, mach (na ja, wenn es nicht anders geht!) ein Gedicht, langweile dich noch einmal von ganzem Herzen und mit voller Inbrunst, atme die Luft ein, kaue sie, wirf dich ins Gras und singe dem Schöpfer, der dir all diese Stunden spendete, ein Preislied. Du sollst nicht undankbar sein.



URLAUB!



„... Nein, ich bleibe! Schließlich habe ich den Liegestuhl ja für den ganzen Tag gemietet!“



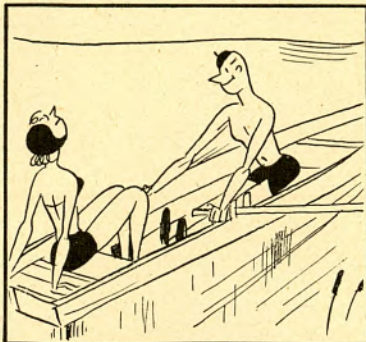
„Laß nur — wir werden im Zug dann weiterpacken!“



„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mich ohne weiteres küssen lasse?“ — „Mein Heimatverein BV Borussia!“



„Es wäre besser gewesen, wir hätten uns zuerst ein Auto gekauft!“



„Ich bin neugierig, was Sie täten, wenn ich Sie küssen würde!“ — „Wenn Sie wirklich so neugierig wären, wüßten Sie es längst.“



„Ich finde, du übertreibst deine Wagenpflege etwas, Walter!“

FRAUEN AUF URLAUB

Erkenntnisse eines erfahrenen Mannes

Nun kommt bald wieder die schöne Urlaubszeit. Man freut sich ja schon lange vorher darauf, einmal vom Alltag ausspannen zu können. Man hofft, neue Kraft für die weitere Arbeit zu sammeln. Auch wenn man vielleicht nicht verreisen kann. Es gibt ja so viele Möglichkeiten der Erholung. Entweder man lebt einmal vierzehn Tage lang als Kleinstbauer in seinem Schrebergarten und sieht zu, wie die Radieschen sprießen, oder man zerwandert ein Paar Schuhsohlen, während man die Gegend betrachtet. Oder aber man bleibt ganz schlicht und einfach zu Hause, läßt sich von Muttern verwöhnen, trinkt morgens den Kaffee im Bett und liest die Zeitung dazu.

„Das gilt ja alles nur für die Männer“, seufzen die Hausfrauen — und ganz besonders natürlich die, die obendrein noch berufstätig sind. Vielleicht haben sie nicht mal so ganz unrecht. Denn welche Hausfrau kann es sich schon leisten, mal zu sagen: „Jetzt mache ich mal Ferien. Ich kümmere mich mal ein paar Wochen lang nicht um den Haushalt und alles, was dazugehört. Also in erster Linie auch nicht um den Mann!“ Bitte, stellen Sie sich das mal vor! Wo sollten da die armen Männer hinkommen? Ist es denn nicht eine Selbstverständlichkeit, daß die Hausfrauen immer und immer ihre Pflichten erfüllen? Dieses bißchen Hauskram — so denken die Männer meistens — macht doch kaum Mühe. Aber selber machen möchte es

keiner. Da ertönt doch meist schon ein Knurren, wenn ein Mann seiner Frau mal beim Spülen helfen soll. Trotzdem: Natürlich sehen die Männer schließlich ein, daß die Frauen auch mal „aussteigen“ möchten aus dem alltäglichen

Die Männer müssen sich das mal vorstellen,

daß die Frauen mal allein verreisen und ihnen den Haushalt und die Kinder überlassen. Daß die Frauen sich mal ein paar Wochen lang nicht den Kopf zerbrechen, was es mittags und abends zu essen geben soll. Daß die Frauen morgens im Bett liegen bleiben und die Modezeitung studieren, weshalb die Herren der Schöpfung dann mit abgerissenen Hosenträgerstrippen und lockergewordenen Knöpfen, zerrissenen Socken und ungebügelten Hemden herumlaufen müßten! Das wäre doch 'ne Wucht!

Die Arbeitsleistung, die eine Hausfrau vollbringt, kommt tatsächlich der eines



Einerlei. Daß auch sie gerne mal Ferien machen möchten. Vielleicht sogar vom Ehemann, der doch immer wieder was zu nörgeln hat, weil ihm unterwegs ein Läuschen über die Leber gelaufen ist, und der meint, seinen Ärger am besten zu Hause abreagieren zu können.

Schwerarbeiters gleich, wenn man dazu berücksichtigt, daß sie nach statistischen Feststellungen auch noch täglich 16 bis 18 Kilometer in der Wohnung läuft. Und für alle diese Leistungen soll es keinen Urlaub geben?

Vor einigen Jahren schon haben die schwedischen Frauen eine Entschließung gefaßt: Sie wollen 355 Tage im Jahr ihre Männer nach allen Regeln der Kunst betreuen und beciren. Neben der Erledigung der Hausarbeit, versteht sich. Die restlichen zehn Tage aber wollen sie Eheurlaub haben. Daraufhin hatte die schwedische Regierung dem Parlament einen Gesetzentwurf zugeleitet, nach dem jede Ehefrau das Recht haben sollte, jährlich einmal zehn Tage „Ferien vom Mann“ zu nehmen. Die schwedische Regierung ging dabei von der Auffassung aus, daß die meisten Ehekrachs durch zu langes ununterbrochenes Nebeneinanderleben entstünden. (Man scheint auch dort die nötigen Erfahrungen gemacht zu haben!) Sollte dieses Beispiel aber Schule machen, dann würde das ja nette Aussichten ergeben. Für die Männer. Natürlich auch für die Frauen. Bitte: zehn Tage absolute Freiheit, die ganz im Sinne der Gleichberechtigung läge. Ja, das wäre etwas! Und den Frauen würde in dieser Zeit der Freiheit bestimmt nichts zu ihrem restlosen Glück fehlen als eben schließlich doch — der Mann. Was hiermit voller Genugtuung festgestellt werden soll ...



Während der vergangenen Wochen war im Landesmuseum Münster ein Kreis eigenartiger Bilder zu sehen, eine Gedenk-ausstellung für *August Macke*, der, im westfälischen Meschede geboren, sieben- und zwanzigjährig im September 1914, im zweiten Kriegsmonat, in der Champagne fiel:

Wer kürzlich oder schon früher einem Bild Mackes aufmerksam gegenübertrat, wird sich kaum dem eigentümlichen Zauber verschließen können, der von einer solchen Begegnung ausgeht. Wir wollen im folgenden einmal versuchen, dieser ausgeprägten Eigenart der Kunst Mackes ein wenig auf den Grund zu gehen.

Wer war überhaupt dieser August Macke?

Um eine neue Kunst

Wir müssen etwas ausholen. Unter der Oberfläche von Frieden, Wohlstand und Ruhe der Vorkriegsjahre gährte es in der jungen Künstlergeneration. Man wollte mit der abgewirtschafteten Tradition brechen, neue Wege suchen und gehen. In Frankreich waren Picasso und Matisse die Vorkämpfer einer neuen Kunst. Die deutschen Kunstrevolutionäre vereinigten sich zu Arbeitsgemeinschaften, wie z. B. „Die Brücke“ und „Der Blaue Reiter“. Der letzteren Künstlergemeinschaft dürfen wir, wenn auch mit Einschränkungen, den jungen August Macke zurechnen. Mitglieder des „Blauen Reiters“ waren ferner der Russe Kandinsky und der Münchener Franz Marc. Gerade mit Marc verband Macke eine enge Freundschaft,

in der menschliche und künstlerische Sympathien zusammengingen.

Die Maler-Freunde

Gelegentlich eines Aufenthaltes in Tegernsee war Macke in München auf einige Blätter mit Tiergruppen — Bären, Pferde — gestoßen. Diese fesselten ihn so, daß er sogleich deren Urheber, Franz Marc, aufsuchte. Seit jenem Tag datiert die treue, wenn auch kurze Freundschaft der beiden jungen Maler, denen ein gleiches Schicksal beschieden war, denn Franz Marc fiel 1916 vor Verdun.

Als schönes Denkmal dieser Freundschaft hinterließ uns Macke ein Bildnis seines Freundes, dem wir ein Selbstporträt Mackes (mit Hut) vorausschicken wollen, um vorerst einmal eine Vorstellung von seinem Äußeren zu gewinnen. Mackes Erscheinung fällt wohl kaum aus dem bürgerlichen Rahmen: gepflegt, gelassenruhig, mit dem beobachtenden Blick des Malers. Nur die Bildung des Mundes verrät etwas von seiner frischen, humorigen Lebensfreudigkeit, und in den Augen versteckt sich eine stille Empfindsamkeit. Freund Marc war von anderer Natur, wie sein Bildnis (mit Pfeife) zeigt. Es entstand aus einem gleichsam sportlichen Wettbewerb: Während eines Zusammenseins in Tegernsee maßen sich die Freunde darin, wer am schnellsten das Bildnis des anderen zu malen imstande sei. Macke schaffte es in zwanzig Minuten, und das Ergebnis ist vollgültiger Ausweis seines Könnens. Vom Auge durch die Hand auf die Leinwand, schnell und ungestört von irgendwelchen stilistischen Erwägungen und Überlegun-

gen — und vor uns steht „im Handumdrehen“ ein äußerst frischer, lebensnaher Bildniskopf. In breiter, zupackender Pinselschrift bemächtigte sich Macke der ausgeprägten Züge seines Freundes: der scharfgeschnittenen Hakennase, des skeptisch-behaglichen Lächelns in den Mundwinkeln, der rätselhaften Augen, die gleicherweise scharf beobachten, wie sinnend den Blick im Innern verhalten.

„Der Blaue Reiter“

Marc gewann seinen Malerfreund für das Unternehmen „Blauer Reiter“, das im Oktober 1911 in gemeinsamer Arbeit von Kandinsky, Marc und Macke Gestalt annahm. Es handelte sich um ein bebildertes Jahrbuch, einen Almanach, der Beziehungen und Zusammenhänge zwischen moderner Malerei, Musik, primitiver Volkskunst, Kinderzeichnungen und den magischen Produkten fremder Naturvölker aufzeigen wollte, um, wie es sein geistiger Vater, Kandinsky, formulierte, „die Fähigkeit des Erlebens des Geistigen in den materiellen und abstrakten Dingen zu wecken“.

Macke hatte mit aufgeregtem Eifer an der Entstehung des Bandes mitgewirkt, gewann jedoch schon bald kritischen Abstand. So großartig er Kandinskys umwälzend abstrakte Werke fand, dessen Lehre, jenen großen Worten über das Geistige und Abstrakte, mußte er seinem eigenen menschlichen und künstlerischen Wesen zufolge fremd, ja ablehnend gegenüberstehen: Macke war kein Mann des Höhenfluges von Ideen und Theorien, er war ganz dem Praktischen, dem Sehen- und Malenkönnen zugewandt, seine Kunst bleibt den Reizen der lebendigen, sichtbaren — vor allem: farbigen — Wirklichkeit treu. Es wurde Macke immer mehr bewußt, daß er sich von den Einflüssen und Lehren der Kandinsky-Marc-Gruppe fernhalten mußte — was jedoch seiner Freundschaft und Bewunderung für Marc nicht abträglich war —, um seinen eigenen Weg zu gehen. Von diesem Weg soll uns hier nur das Ziel, der Höhepunkt, die Vollendung — wir dürfen getrost von Erfüllung und Vollen- dung seines kurzen Schaffens sprechen —, interessieren, eben jener kleine Kreis zauberhafter Bilder, von dem eingangs die Rede war.

Traumwelt: abgründig . . .

Dargestellt sind zumeist Frauen mit Schirmen vor Modegeschäften oder Spaziergänger in Alleen, im Wald, im Zoo, am Seeufer. So auch unser Beispiel aus dem Jahre 1913: Sonniger Weg.

Ein Weg, überwölbt von einem Blätterdach, führt an einem See- oder Teichufer entlang, ein Spaziergängerpaar ist stehengeblieben und blickt, auf das Gelände gestützt, versunken ins Wasser, während eine Frau mit einem Kind an der Hand sich vom Hintergrund her nähert. Dieser Vorgang ist anspruchslos und schnell erfaßt, und doch läßt uns das Bild nicht los. Warum? Da sind



Franz Marc (1910)

einmal die Farben, intensiv und übermächtig in ihrer Strahlungskraft (durch eine Schwarzweißabbildung nicht wiederzugeben). Gleich einem weichen, lautlosen Flammenmeer deckt ein brennendes Rot den Weg, über ihm eine stille Wirrnis von Grün, und ein abgründig-tiefes Blau erfüllt den See. Diese Farben — doch nicht nur sie — entrücken die alltägliche Szene ins Unwirkliche, Traumhafte, ja bis nahe ans Unheimliche. Zum anderen betrachte man das Paar am Geländer: Menschen ohne Gesicht — das bedeutet: ohne Individualität —, deren Umrisse derartig vereinfacht und schematisch sind, daß sie uns fast an holzgeschnittene Figuren erinnern. Sie stehen nicht auf der „wohlgegründeten dauernden Erde“, sie scheinen zu schweben, leicht aufgestützt, gleichsam aufgehängt am Geländer unmerklich hin- und her-zupendeln, denn welchen Boden böte ihnen wohl das weichwogende Flammenmeer des Weges. Eine eigenartige Bewandnis hat es auch mit diesem doppelten Schauen des Paares: ein stummes, tiefstilles, gesichtsloses Schauen, ein versunkenes Hingegebensein an den blauen

Selbstbildnis (1909)



ZAUBER DER FARBE

Abgrund, zu dem das Wasser geworden ist. Unser Paar am Wasser philosophiert oder meditiert nicht, ergeht sich nicht in Gedanken, es schaut nur, schaut stumm-intensiv, schaut mit ganzer Gestalt, ist nur Schauen.

Derartig schauend-gebeugten Figuren begegnen wir oft in Mackes Werk, was wohl kaum zufällig ist. Bei aller wohlangebrachten Vorsicht in Sachen Kunstdeutung — es scheint uns, diese Figuren verkörpern das Schauen Mackes selbst, den intensiven, sich versenkenden Blick des Künstlers, dem sich Dinge und Menschen zu einer schwebenden, zeitlosen Traumwelt verwandeln. Welcher Art ist diese Traumwelt? Idyllisch-liebenswert oder abgründig-unheimlich? Sie enthält wohl beides: bald jenes mehr, bald dieses. Gerade unser „Sonniger Weg“ ist ein vorzügliches Beispiel für die faszinierende Zwienatur dieser Bilder Mackes. Es gibt sich als ein beschauliches sonntägliches Idyll, ins Schwebende, Zeitlose, Unwirkliche gehoben durch die übermächtige Farbe, doch gerade die Farbe läßt es wiederum auch nicht beim Heiteren, Harmlos-Traumhaften bewenden: da ist z. B. jenes rätselhafte Blau des Sees, rein und tief wie von einem Edelstein, seltsam abgründig, magisch-magnetisch ziehend, nicht böse, aber auch nicht ganz geheuer.

... und liebenswürdig

In unserem nächsten Werk: Frau vor einem Hutladen (1914) wird das Nicht-Geheure völlig zurückgedrängt, der Gegenstand des Schauens ist ein heiterbuntes Schaufenster voller Hüte, die Szene liebenswürdig-charmant, ganz dem

Sonniger Weg (1913)





*Frau vor
Hutladen (1914)*

modischen Thema entsprechend. Macke spielt hier höchst meisterhaft auf der Farbenskala und verleiht dem Schaufenster und seiner Auslage vielfältigen intimen Glanz — wiederum eine Verwandlung, eine Zauberei, doch diesmal in ihrer farblichen Köstlichkeit und harmlosen Liebenswürdigkeit ohne den abgründigen Unterton.

Abschied

Dieses Nicht-ganz-Geheure bricht wieder durch und steigert sich zum Düster-Bedrohlichen in Mackes letztem Bild, das er beim Einrücken ins Feld unvollendet zurückließ. In einem schwer bestimm- baren Raum haben sich zahlreiche Figuren, gesichtslos und steif, zu kleinen Gruppen versammelt. Reglos und stumm stehen sie beieinander, wie unter der Ahnung und in Erwartung eines nahen Unheils, eine Szene trüber Hoffnungslosigkeit. Nachträglich erhielt das Bild den Namen „Abschied“, der die Stimmung dieses letzten Werkes wohl treffen mag, darüber hinaus aber meint er unseren Abschied von dem Künstler und Menschen August Macke.

Er gehörte nicht zu den Bahnbrechern der modernen Malerei, stand am Rande der großen Bewegung ins Unbekannte, mußte dort stehen, weil er sich selbst, seinen Anlagen, seinem Wesen treu blieb. Diese Treue hat uns ein Werk hinterlassen, klein an Umfang, beschränkt auf wenige Themen, aber in sich rätselhaft und reich, das Werk eines nur achtjäh- rigen Schaffens, doch in sich geschlossen, erfüllt und vollendet. *Fritz Endemann*



Abschied (1914)



Schattenspiele

Zwei Menschen, die sich verstanden, schufen dieses Bild. „Er“ saß noch droben im Gras und machte sich fertig zum Bad, da war „sie“ schon drunten am Strand und trieb ein wenig Morgengymnastik, und das sah er dann, sah durch eine Lücke der alten Bäume die Silhouette der jungen Frau in gelöster Bewegung vor dem sonnenblanken Wasserspiegel. Da blieb er noch eine Weile droben, nahm leise seine Kamera, die Dritte im Bunde, und hielt mit dem Mittel der Technik und aus der Liebe des Sehens dieses Bild voll Anmut und Freiheit fest.

Tanzende Ringe

Spielend wirft ein Kind Sand auf die glatte Fläche des Wassers. Der Vater mit der Kamera steht daneben, und in dem Augenblick, als die Sandkörnerchen die Oberfläche berühren, belichtet er mit $\frac{1}{500}$ Sekunde. Feinheiten, die das Auge in der flüchtigen Wirklichkeit nicht mehr wahrnimmt, werden so sichtbar, und es entsteht dieses zauberhafte Bild der tanzenden und leuchtenden Ringe.



Sei bedankt -

so sagte der Feriengast zum Rindvieh und klappte vergnügt die Kamera zu. Er hatte lange am Wiesenteich gegessen und sich geärgert, daß „das“ kein Bild ergab. Berge, Wald, Wasser, lauter schöne Dinge, aber kein Leben darin. Wenn es an dem ist ..., sagte der Fotogott und schickte einen durstigen Jungbullen aus. Der Feriengast maulte immer noch. Sieht aus wie bestellt und nicht abgeholt! Da aber tat das Stierlein einen tiefen Zug. Und als es den Kopf hob, liefen wunderschöne Kringel über die Wasserfläche. Da hieß es freilich knipsen ...



Kein Bombenkrater -

am mißhandelten Knechtsand, sondern eine Strandburgruine! Unter einem bleiernen Himmel, vor einem freudlosen Meer erzählt sie noch vom Ferienglück ihrer Bewohner. Die Gestalten der allerletzten Nachzügler unterstreichen in ihrer Kleinheit und Verlorenheit nur dieses Bild der großen Einsamkeit. Einer von ihnen hat es aufgenommen. Es sollte ihm wohl zum Trost gereichen in langen Wintermonaten und ihn mit der Stadt versöhnen, die dann doch wohnlicher ist als die Traumlandschaft der Sommerfreuden.



Wasser ist naß

Da ist es gut, sich an den Händen zu fassen und das Abenteuer gemeinsam zu versuchen. Vater, der im Hintergrund mit der Kamera lauerte, hat dieses zögernde Verharren kommen sehen. Er wußte, daß ihm eine bombensichere Aufnahme gewiß sei. Hier ist sie ...



Unsere Krankenkasse berichtet

Ein Lichtblick

Wir haben in unserer Werkzeitschrift unter der Überschrift „Deutsche Kinder haben einen Prozeß verloren“ von dem Ende des Sigmaringer Molkerei-Prozesses berichtet. Ein weiterer Prozeß gegen die Sigmaringer Milchzentrale hat erfreulicherweise ein anderes Ergebnis gehabt. Ein in Hechingen (Baden-Württemberg) gegen den Leiter der Sigmaringer Milchzentrale durchgeführter Musterprozeß wegen Lebensmittelfälschung hat in der Berufungsinstanz damit geendet, daß entrahmte Trinkmilch nicht zur Herstellung von Yoghurt verwendet werden darf, sondern nur handelsübliche Vollmilch. Der Angeklagte hatte die Yoghurt-Herstellung aus entrahmter Trinkmilch als Gewohnheitsrecht bezeichnet, das im ganzen Bundesgebiet praktiziert werde. Die Sigmaringer Zentrale prozessiere daher für alle Molkereien in der Bundesrepublik.

Es ist sehr erfreulich, daß das Gericht sich hier für erstklassiges Material bei der Herstellung von Lebensmitteln eingesetzt hat.

Wenn man zum Zahnarzt geht

Einem Mitglied unserer Kasse wurde von einem Zahnarzt ein Zahnersatz angeboten, der die Leistungen unserer Kasse bei weitem überstieg. Obwohl der Versicherte unter diesen Umständen auf die private Mehrleistung verzichten wollte, ließ er doch zu, daß der Zahnarzt einen Zahn vorbehandelte und eine Goldkrone vorbereitete. Der Versicherte weigerte sich, diese Krone anzunehmen, weil er sie nicht in Auftrag gegeben habe. Er wurde daraufhin vom Zahnarzt auf Abnahme verklagt und zur Zahlung verurteilt, weil er die Vorbereitungen geduldet und damit seine Absicht, die Krone anfertigen zu lassen, einwandfrei kundgetan habe.

Wir teilen unseren Mitgliedern dies mit, damit sie sehen, daß es unbedingt erforderlich ist, auch die Kostenfrage mit der Kasse klarzustellen, ehe sie Vorbereitungen für Zahnersatz an sich dulden.

Zuschüsse zum Zahnersatz

In seiner Sitzung vom 3. Juni 1957 hat der Vorstand unserer Betriebskrankenkasse folgende Richtlinien zum Zahnersatz beschlossen:

- I. Für notwendigen Zahnersatz gewährt die Kasse nach mindestens sechsmonatiger Mitgliedschaft:

A Für Mitglieder

1. bei losem Zahnersatz $56\frac{2}{3}\%$ der Kosten,
2. bei festem Zahnersatz 25 DM je Glied,

3. für notwendige Sonderleistungen $56\frac{2}{3}\%$ der Kosten, wenn diese Sonderleistungen von der Vertrauensärztlichen Kommission als notwendig anerkannt worden sind, hierzu zählen beispielsweise Stahlplatten, Zinnbasiseinlagen und Funktionsabdrücke,
4. von den Kosten für notwendige Reparaturen, wenn diese notwendig sind und dadurch Neuanfertigungen vermieden werden können, $66\frac{2}{3}\%$ der Kosten,
5. für Mitglieder, die keinen Zuschuß des Rentenversicherungsträgers erhalten, erhöhen sich die Zuschüsse zu 1) und 3) auf 90%, zu 2) auf 35 DM und zu 4) auf 100%.

B Für Angehörige

1. bei losem Zahnersatz 90% der Kosten,
2. bei festem Zahnersatz 35 DM je Glied,
3. für notwendige Sonderleistungen 90% der Kosten, wenn diese Sonderleistungen von der Vertrauensärztlichen Kommission als notwendig anerkannt worden sind, hierzu zählen beispielsweise Stahlplatten, Zinnbasiseinlagen und Funktionsabdrücke,
4. für notwendige Reparaturen, wenn diese notwendig sind und dadurch Neuanfertigungen vermieden werden können, die vollen Kosten,
5. für Angehörige, die aus eigener Versicherung Anspruch auf einen Zuschuß des Rentenversicherungsträgers haben, ermäßigen sich die Zuschüsse zu 1) und 3) auf $56\frac{2}{3}\%$, zu 2) auf 25 DM und zu 4) auf $66\frac{2}{3}\%$.

- II. Der Höchstbetrag für Zahnersatzleistungen beträgt 250 DM für jeden Fall.

- III. Hierzu gehören nicht Leistungen der Kieferorthopädie. Diese werden, ohne Rücksicht auf die Höhe der Kosten, wenn sie vom Vertrauensarzt als notwendig erachtet worden sind, nach den von den Dortmunder Krankenkassen und Zahnärzten ausgearbeiteten Richtlinien mit 80% der Kosten vergütet.

Mit diesen neuen Richtlinien, die rückwirkend ab

1. April 1957 in Kraft treten, ist einem Übelstand abgeholfen worden, der dadurch entstanden ist, daß die Zuschüsse der Landesversicherungsanstalt nicht mehr angerechnet werden und daher vor allem die Rentner einen höheren Betrag aus eigener Tasche zuschießen mußten als die anderen Mitglieder.

Unsere Betriebskrankenkasse im Jahre 1956

Aus den Rechnungsergebnissen im Jahre 1956 bringen wir vorab folgendes: Die Mitgliederzahl der Kasse hat sich von 18 201 auf 20 281 erhöht. Von diesen Mitgliedern gehören zu den einzelnen Nebenstellen: Dortmund 15 985, Hohenlimburg 3462, Barop 523, Olpe 3462.

Im einzelnen war die Entwicklung folgende:

Stichtag	Pflichtmitgl. freiw. Mitgl.				Zus.	Rentn.	Insges.
	m.	w.	m.	w.			
1. 1. 1956	14 559	925	1973	744	18 201	—	18 201
1. 2. 1956	14 543	896	2017	767	18 223	—	18 223
1. 3. 1956	14 370	745	2281	841	18 237	—	18 237
1. 4. 1956	14 325	738	2360	857	18 280	—	18 280
1. 5. 1956	14 559	796	2369	860	18 584	—	18 584
1. 6. 1956	14 666	794	2379	866	18 705	—	18 705
1. 7. 1956	14 779	800	2384	872	18 835	—	18 835
1. 8. 1956	14 830	809	2391	878	18 908	—	18 908
1. 9. 1956	14 829	821	2178	576	18 404	891	19 295
1. 10. 1956	14 817	816	2128	473	18 234	2 221	20 455
1. 11. 1956	14 771	815	2038	391	18 025	2 361	20 386
1. 12. 1956	14 725	805	1996	372	17 898	2 383	20 281

Die durchschnittliche Mitgliederzahl ist mithin von 17 464 im Jahre 1955 auf 19 032 im Jahre 1956 angestiegen. Die Kasse hat im Jahre 1956 einen Verlust von 78 882,01 DM aufzuweisen.

Wir hatten folgende Einnahmen und Ausgaben:

Kap.	Tit.	Bezeichnung	Insgesamt	je Mitglied	das sind % der Einnah. bzw. Ausgabe	Dagegen 1955		Mithin Zun. + bzw. Abn. — gegenüb. 1955
			DM	DM		DM	je Mitglied DM	
I	1	Einnahmen						
	2	Beiträge der versicherungspflichtigen Mitglieder	5 026 909,18	311,92	88,17	4 671 006,26	314,25	— 2,33
II		Beiträge der freiwilligen Mitglieder	596 581,44	204,59	10,46	488 837,69	188,01	+ 16,58
III		Kapitalerträge	68 016,25	3,57	1,19	66 998,40	3,84	— ,27
IV		Mehreingänge, Ersparnisse	9 320,97	—,49	—,16	8 653,60	—,50	— ,01
		Sonstige Reineinnahmen	727,39	—,04	—,02	521,59	—,03	+ ,01
			5 701 555,23	299,58	100,—	5 236 017,54	299,82	— ,24
V		Ausgaben						
	1	Mitglieder, Angehörige						
	2	Ärztliche Behandlung	1 020 168,26	53,60	17,65	889 847,62	11,86	+ 2,64
	3	Vertrauensärztliche Tätigkeit	33 470,14	1,76	—,58	28 629,33	50,96	+ ,12
VI		Zahnbehandlung	228 389,82	12,—	3,95	207 194,45	1,64	+ ,14
		Mitglieder						
	1 a	Arznei- u. Heilmittel aus Apotheken	381 985,86	20,07	6,61	291 394,31	16,68	+ 3,39
	1 b	Sonstige Arznei- und Heilmittel	86 625,37	4,55	1,50	84 963,29	4,87	— ,32
	1 b Z	Zahnersatz	144 999,24	7,62	2,51	130 513,10	7,47	+ ,15
	2	Krankenhauspflegekosten	461 467,49	24,25	7,98	394 129,11	22,56	+ 1,69
	5	Krankengeld	1 657 895,70	87,11	28,68	1 484 749,84	85,02	+ 2,09
	6	Hausgeld	258 467,78	13,58	4,47	204 972,26	11,74	+ 1,84
VII		Taschengeld	24 701,44	1,30	—,43	23 489,95	1,35	— ,05
	7	Fürsorge für Genesende	21 142,67	1,11	—,37	8 078,76	—,46	+ ,65
		Angehörige						
	1 a	Arznei- u. Heilmittel aus Apotheken	368 552,91	19,30	6,37	313 236,91	17,94	+ 1,42
	1 b	Sonstige Arznei- und Heilmittel	76 752,89	4,03	1,33	72 560,03	4,15	— ,12
	1 b Z	Zahnersatz	133 822,—	7,03	2,32	103 334,55	5,92	+ 1,11
	2	Krankenhauspflegekosten	389 806,85	20,48	6,74	402 657,60	23,06	— 2,58
	3	Sonstige Ausgaben für Krankenpflege	3 540,25	—,19	—,06	3 748,78	—,21	— ,02
VIII		Wochenhilfe für Mitglieder	32 406,48	1,70	—,56	27 245,63	1,56	+ ,14
		Wochenhilfe für Angehörige	131 669,31	6,92	2,28	126 500,70	7,24	— ,32
X		Gesundheitsfürsorge	178 857,73	9,40	3,09	154 992,99	8,88	+ ,52
XI	1	Sterbegeld für Mitglieder	80 447,82	4,23	1,39	56 090,10	3,21	+ 1,02
	2	Sterbegeld für Angehörige	33 356,25	1,75	—,58	35 838,08	2,05	— ,30
XII	2	Sächliche Verwaltungskosten	893,56	—,05	—,02	+ 3 011,34	+ ,17	+ ,22
XIII		Mindereingänge, Verluste	30 817,42	1,62	—,53	19 210,40	1,10	+ ,52
XIV		Sonstige Reinausgaben	200,—	—,01	—	550,—	—,03	— ,02
Gewinn			5780 4372,4	303,72	100,—	5 060 916,45	289,79	+ 13,93
Verlust			78 882,01	4,14	—	175 101,09	10,03	— 14,17

Nähere Einzelheiten können wir erst bekanntgeben, wenn die einzelnen Ergebnisse durchgearbeitet worden sind. Wir werden dann in gewohnter Weise unseren Bericht veröffentlichen, wollten aber unsere Mitglieder schon jetzt über die wesentlichen Tatsachen orientieren.



Niedersee in Masuren

Aus deutschen Auen und Gauen

OSTPREUSSEN

„Land der dunklen Wälder und kristallinen Seen,
über weite Felder lichte Wunder gehn . . .“

(Ostpreußisches Heimatlied)

Wenn man heute einen östlichen Atlas neueren Datums oder auch nur das Ostberliner Staatslexikon „Von A bis Z“ aufblättert, so wird man darin nach dem Begriff OSTPREUSSEN vergeblich suchen. Seit nunmehr elf Jahren gehört das alte deutsche Grenz- und Schicksalsland im Nordosten Europas, das Land der Seen und Wälder, der Weiden und fruchtbaren Ackerflächen zum sowjetischen Machtbereich; der nördliche 13 500 Quadratkilometer umfassende Landesteil wurde mit der Hauptstadt Königsberg direkt an die Sowjetunion angegliedert, während der südliche, fast 23 500 Quadratkilometer große Teil an Polen fiel. Die heute am Kurischen und am Frischen Haff lebenden Fischer, die Neubürger in Königsberg, in Tilsit und Allenstein — sie wissen kaum etwas von der Vergangenheit des Landes, ihren Kindern erzählt man in den Schulen von einem „befreiten, urslawischen Boden“, und wenn schon einmal die Rede ist von den früheren Bewohnern, den Bauern

und Städtern Ostpreußens, so spricht man zumeist von „räuberischen Rittern“ und „rückschrittlichen Preußen“, die nur Nutzen aus Ostpreußens landschaftlichem Reich-

Jagdschloß Rominten



tum gezogen hätten. Nun, wie steht es in Wirklichkeit um den Raum zwischen Memel und Weichsel? Wie lebten, was schufen und bewirkten seine Menschen im Laufe der Jahrhunderte?

Allein schon der Name „Ostpreußen“ umreißt sowohl die geographische Lage als auch die geschichtliche Bedeutung der am weitesten in den Ostseeraum vorgeschobenen deutschen Landschaft. Um die geschichtlichen Zusammenhänge ganz zu begreifen, ist die Feststellung unerlässlich, daß der Raum jenseits der Oder-Neiße einschließlich des ostpreußischen Bodens von den nichtslawischen Illyrern und dann von germanischen Stämmen besiedelt war. Damit entfällt schon die aus durchsichtigen Gründen nach 1945 aufgebrachte These von dem „urslawischen“ Boden. Erst nach Abzug der Hauptmasse der Germanen Anfang des 7. Jahrhunderts n. Chr. drangen Slawen in den damals schwachbesiedelten Raum bis zur Weichsel und darüber hinaus bis zur Oder und Elbe vor, ohne indessen dieses Gebiet jemals erschließen oder füllen zu können.

Missionsarbeit des Ritterordens begann 1226

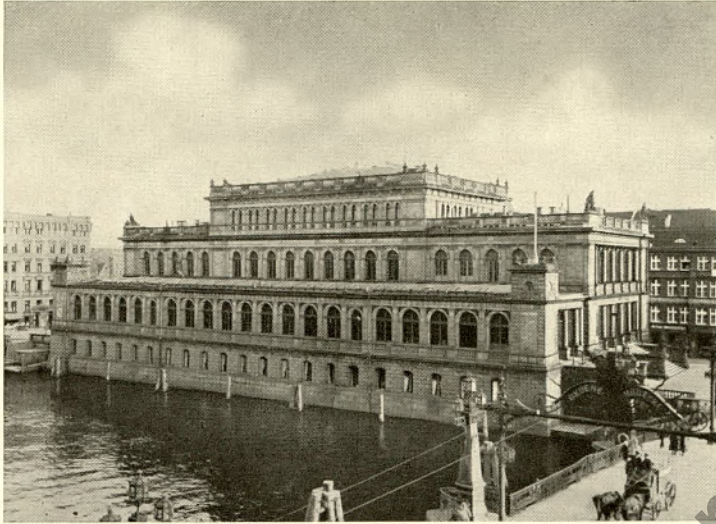
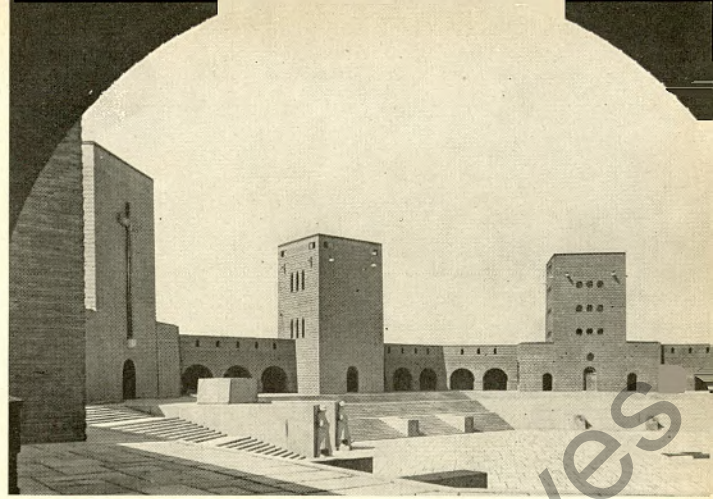
Vor mehr als 700 Jahren — genau 1226 — nahm der Deutsche Ritterorden im Auftrage der höchsten Autoritäten des Mittelalters, des Kaisers und des Papstes, seine Missionsarbeit im Lande der heidnisch-baltischen Pruzzen, die damals Ostpreußen besiedelten, auf. Unter Konrad von Masovien wurden vom Ritterorden die ersten Städte und Dörfer gegründet. An dieser Aktion nahmen Ritter vieler europäischer Völker, unter ihnen

der spätere englische König Heinrich IV. und der Böhmenkönig Ottokar II. (nach dem auch Königsberg benannt ist), teil. Die allmähliche wirtschaftliche und kulturelle Erschließung des Landes ließ aus allen Ländern des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Siedler nach Nordosten strömen. Mit ihnen vermischte sich die pruzzische Bevölkerung, und so entstand ein Staatswesen, dessen Grenzen seit 1422 festgelegt, bis 1919 unverändert bestehen blieben. Innerhalb dieser Grenzen entwickelten sich im Mittelalter eine hochstehende Rechtsordnung und eine wirtschaftliche Blüte, die immer wieder politisch und religiös Verfolgte aus verschiedenen Teilen Europas anzogen. So kamen die Masuren, um der Unsicherheit in ihrer östlich gelegenen Heimat zu entgehen. Als evangelische Christen fanden sie in dem um 1525 protestantisch gewordenen Ostpreußen eine Heimat und nahmen im Laufe der Zeit ebenso wie litauische Einwanderer die deutsche Sprache und Kultur an. Im 17. Jahrhundert kamen die Hugenotten aus Frankreich. Mit ihrem Gewerbefleiß trugen sie zur Errichtung neuer Erwerbszweige bei. Im 18. Jahrhundert strömten die Salzburger ins Land, von Friedrich Wilhelm I. herbeigerufen, der nach dem Grundsatz handelte: „Wenn ich baue und bessere das Land und mache keine Christen, so hilft mir alles nichts.“ Es folgten holländische Mennoniten, die ihre Kenntnisse in der Trockenlegung von Sümpfen an den Ufern der Nogat und Memel verwandten. Schweizer Bürger zogen ins Land, und ihre Erfahrungen auf dem Gebiete der Milchwirtschaft wirkten sich weithin aus. Alle diese Einwanderer verschmolzen auf ostpreußischem Boden mit den pruzzischen Ureinwohnern und den Nachfahren des



Ordensburg Rössel
(ehem. Bischofsitz), erb. 1241,
1807 teilweise abgebrannt

Innenhof des Tannenbergdenkmals



Börse in Königsberg

Königsberg — altes Hauszeichen
an einem Speicher



Königsberg — Speicherviertel
im Binnenhafen



Burg Allenstein 1831, gemalt von Eduard Gaertner

Ritterordens zu einer Stammesgemeinschaft von besonderer Eigenart.

Menschenreservoir für Rhein und Ruhr

Der Bevölkerungszuwachs in der nordöstlichen Provinz Deutschlands stieg nunmehr steil an. Mit 55 bis 60 Geburten auf je 1000 Einwohner stand Ostpreußen lange Zeit hindurch an der Spitze der europäischen Bevölkerungsbewegung.

In den Gründerjahren erwies sich Ostpreußen als das Menschenreservoir für die schnellwachsende Industrie an Rhein und Ruhr. Wie einst die Jugend des deutschen Westens nach Osten zog, um zu siedeln, wanderten nun viele aus dem Osten, die in der Landwirtschaft keinen Platz mehr fanden, zur Arbeit in die Zechen und Gruben. Doch die Rolle Ostpreußens erschöpfte sich keineswegs mit seinem wirtschaftlichen Aufschwung und seiner siedlungsmäßigen Konsolidierung als Teil der größeren gesamtdeutschen Einheit. Die im Jahre 1544 gegründete Universität Königsberg wurde als erste Hohe Schule der Wissenschaften in Nordosteuropa zu einem kulturellen Mittelpunkt, dessen Ausstrahlungen weit über das Baltikum hinaus nach Finnland und Rußland reichten.

Haupt- und Hansestadt Königsberg

Mit mehr als 375 000 Einwohnern war die 700jährige Hafen- und Hansestadt Königsberg nicht nur die Hauptstadt Ostpreußens, sondern auch eines der Wirtschafts- und Verkehrszentren des deutschen Ostens schlechthin. Die großen, modernen Hafenanlagen, das auf einer Anhöhe liegende Schloß, das „Blutgericht“ und der auf einer Pregelinsel errichtete Backsteindom werden allen in unvergeßlicher Erinnerung bleiben, die jemals — sei es auch nur kurz — Königsberg einen Besuch abgestattet haben. Königsbergs Oper und das städtische Schauspielhaus zogen erste Künstler aus ganz Deutschland an. Am stärksten aber spiegelte sich die eigenartige Atmosphäre der Stadt in Königsbergs Straßen wieder. Nehmen wir bloß den Fischmarkt, der sich in ansehnlicher Länge am

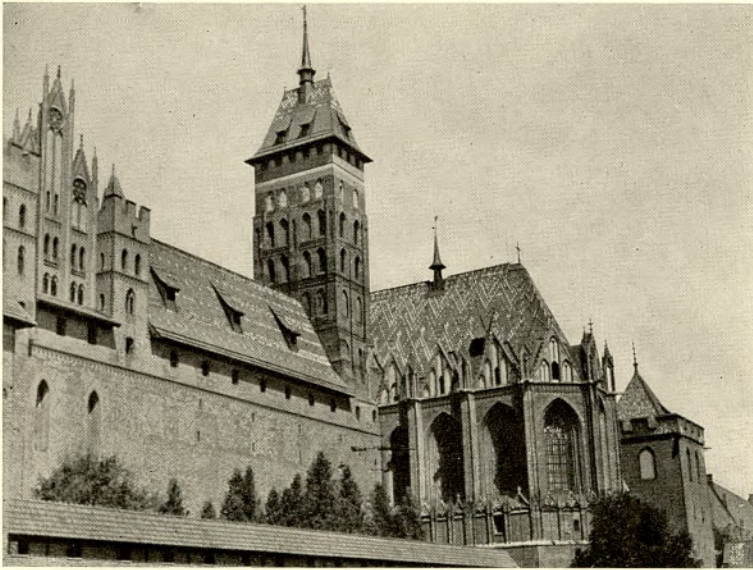
Pregelbollwerk hinstreckte. Aus zahlreichen Fischerdörfern vom Haff kamen die Kastenwagen, die da aneinandergereiht standen, hochaufgefüllt mit silberglänzender Ware: angefangen beim kleinen Stint über den Kaulbarsch und Plötze bis zum lebendig sich ringelnden Aal. Im Hintergrund aber die Silhouette der Ozeandampfer, der kurischen Haffkähne mit ihren hohen Masten, der flinken Tolkenmutter Lommen und der Pregeldampfer.

Von Tilsit bis Frauenburg

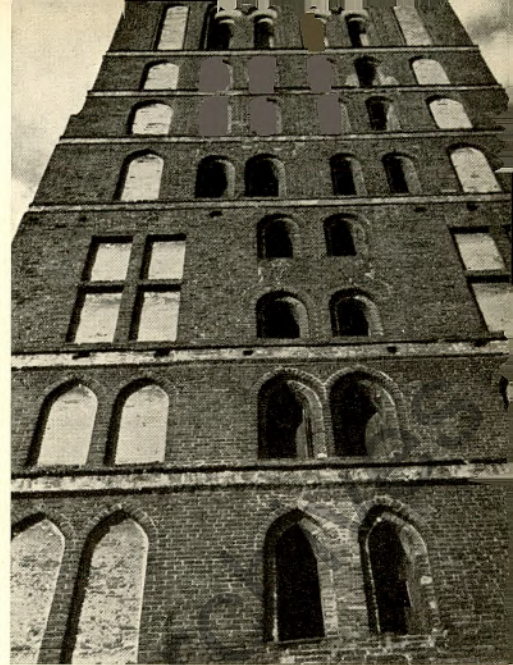
Die bekannteste Stadt im nördlichen Ostpreußen ist zweifellos Tilsit. Ihre höchste Blüte erreichte die Stadt am Memelstrom um die Jahrhundertwende durch den Transitverkehr mit Rußland. Ein Jahrhundert zuvor wurde hier zwischen dem Kaiser von Frankreich, dem König von Preußen und dem russischen Zaren der bedeutsame Friedensvertrag von 1807 unterzeichnet. In Tilsits „Deutscher Straße“ fand die Begegnung zwischen Königin Luise und Napoleon statt. Bis heute steht noch das kleine Haus am Memelufer, in dem die Königin damals übernachtete.

Im südlichen Ostpreußen wurde Treuburg zum Ort von besonderer Bedeutung. Die Stadt hieß einst Margrabowa oder Markgrafenstadt und war lediglich ihres Marktplatzes wegen berühmt (er maß 28 Morgen und war der größte Marktplatz Mitteleuropas). Bei der Volksabstimmung am 11. Juli 1920 wurden in Stadt und Kreis Margrabowa, in dem die Polen eine besonders intensive Propaganda entfaltet hatten, 28 625 Stimmen für Deutschland abgegeben und nur 2 für Polen. Seither nannte man die Stadt Treuburg. Ganz am Rande sei hier auch das Gesamtergebnis der Volksabstimmung festgehalten, die auf Grund des Versailler Vertrages unter Kontrolle der Alliierten durchgeführt wurde: sie ergab 97,8 Prozent Stimmen für Deutschland und 2,1 Prozent für Polen!

Allenstein — einstige Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und heute Sitz einer polnischen Woiwodschafts-Verwaltung — gehörte mit seinen annähernd 50 000 Einwohnern zu den bedeutendsten



Die Marienburg



Braunsberger Dom

Osterode



Rathaus der Stadt Marienburg



Gotik u. Barock
in der evange-
lischen Kirche
zu Frauenburg
(Frisches Hall).
Frauenburg ist
durch Koperni-
kus bekannt





Masurenlandschaft

Industriestädten des Landes. Das Ordensschloß aus dem 14. Jahrhundert überdauerte alle Stürme und Kriege nahezu unversehrt.

Die Turnierstadt Insterburg war als Mittelpunkt der ostpreußischen Pferdezucht weithin nicht weniger bekannt als Trakehnen. Im Laufe der letzten hundertfünfzig Jahre wurde hier das leistungsfähige, harte und vielseitig verwendbare Pferd Ostpreußens entwickelt. Allein das Staatsgestüt von Trakehnen umfaßte ein Areal von 25 000 Morgen; es unterhielt zuletzt einen Bestand von 260 edelsten Mutterstuten, die in vier Herden, getrennt nach Schimmeln, Braunen, Rappen und Füchsen, aufgeteilt waren. Von mehr als 1100 Trakehner Gestütsperden sind die meisten entweder in die Hände der Sowjets gefallen oder verlorengegangen. Nur 25 Mutterstuten und neun Hengste aus dem Hauptgestüt konnten gerettet werden.

Frauenburg am Frischen Haff mit seinem berühmten Dom wird heute von den Polen als „Nationalheiligtum“ betrachtet. Hier starb Nicolaus Kopernikus, der Begründer unseres neuen Weltbildes, das die Polen ebenso wie den „Polen Copernikus“ unermüdlich zur Begründung ihres Anspruchs auf die ostdeutschen Gebiete ins Treffen führen.

Ostpreußen – einstige Kornkammer Mitteleuropas

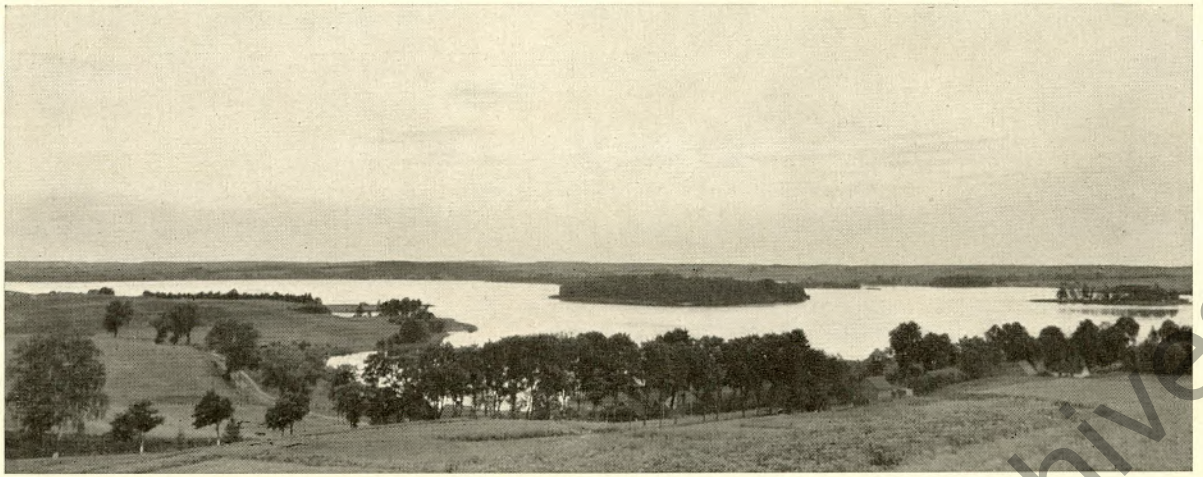
Schon im 14. Jahrhundert, also kaum hundert Jahre nach der Erschließung des Landes durch den Deutschen

Orden, war Ostpreußen zum größten Getreide-Exporteur Mitteleuropas geworden. Der hohe Stand seiner Landwirtschaft blieb bis zur Vertreibung seiner Bewohner erhalten. Seine landwirtschaftliche Nutzfläche von 2 298 600 ha (fast 70 v. H. der Gesamtfläche) entsprach der gleichen Fläche in den Niederlanden. Eine gesunde, den Boden- und Klimaverhältnissen angepasste Gliederung der verschiedenen Betriebsgrößen förderte die intensive Bewirtschaftung des Bodens.

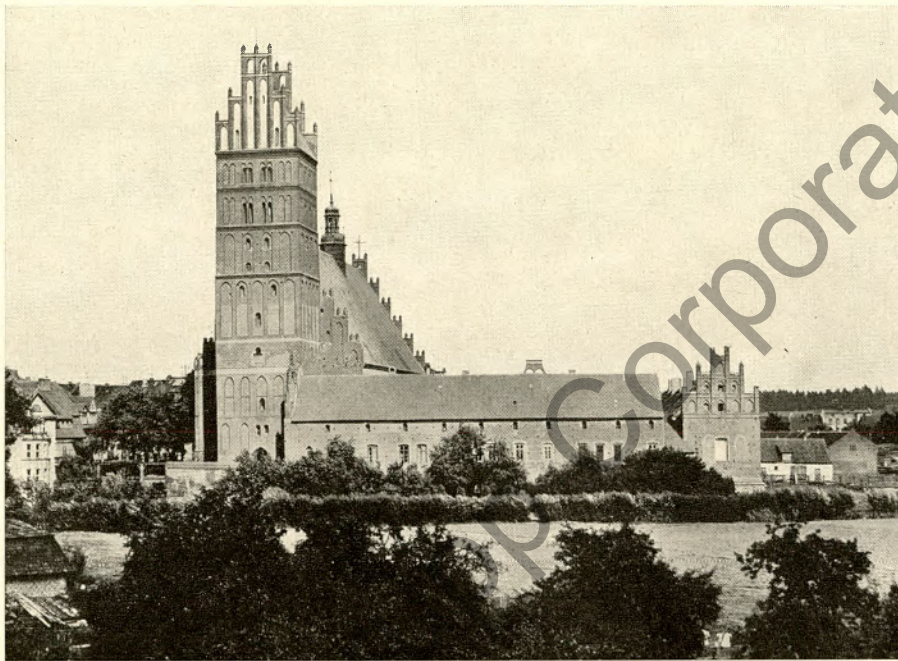
Aus der Fülle einwandfreien statistischen Materials seien hier nur wenige Zahlen genannt. Die jährliche Getreideernte Ostpreußens betrug 1937 1,724 Millionen Tonnen und damit fast 20 Prozent der deutschen Gesamternte. Die jährliche Kartoffelernte umfaßte 2,754 Millionen Tonnen und lag damit höher als die Kartoffelernte Belgiens oder der Niederlande. Mit 1,38 Millionen Stück Rindvieh – davon etwa 700 000 Milchkühen – lieferte die Provinz Ostpreußen jährlich 2 Milliarden Liter Milch, das bedeutet 70 000 Tonnen Butter und damit rund 11 Prozent des Butterwelthandels. Die Überschüsse der landwirtschaftlichen Erzeugung Ostpreußens waren eine wesentliche Grundlage für die Ernährung der deutschen Städte, insbesondere des westdeutschen Industriegebietes.

Ein Streifzug durch die Landschaft

„Ostpreußen ist so merkwürdig und einzigartig, daß man es gesehen haben muß, wenn einem nicht ein



Wapłitzer See



Domkirche in Guttstadt



Eine Bootsahrt auf den Masurischen Seen brachte ungewöhnliche Abwechslungen: Schiffe fuhrten über Land, die Passagiere standen an Deck in der Höhe der Baumwipfel

Fischereischule Lötzen



Der „Ulmen-dom“ auf der Insel Upalten im Mauersee bei Angerburg





Schwarzort, Aalrucherei

wunderbares Bild in der Seele fehlen soll!“ — Dieses Wort Wilhelm von Humboldts wird jeder aus vollem Herzen bestätigen, der einmal Gelegenheit hatte, die vielgestaltige Landschaft der ostdeutschen Seen und Wälder zu durchstreifen. Da ist die Rominter Heide, da sind wogende Fichten- und Kiefernwälder in einem Ausmaß wie nirgendwo sonst in Deutschland. Rominten — das ist der Schrei der Elche, das Trompeten der Kraniche, das Quarren der Schnepfen, das Meckern der Bekassinen; Rominten — das ist Büchsenknall und Hörnerklang, das ist ein Rotwildrevier, wie man es nur einmal findet.

Samland, Strand bei Warnicken



Und im Norden die Samlandküste, das Frische und das Kurische Haff. Das war stets ein unvergeßliches Wandern, bald unten am Strande, bald hoch oben am Rande der Steilküste, immer den Blick auf das Meer.

Das bot stets ein neues Schauspiel, je nachdem, ob die Sonne schien, ob Wolken am Himmel hingen und sich im Wasser spiegelten, ob der Wind weiße Schaumkronen über die Wellen jagte oder ob sich weit ein Regenbogen über die Ostsee spannte. In Palmnicken wurde in dem einzigen Bernsteinwerk der Welt das ostpreußische Gold im Tagebau gewonnen. Auf der berühmten Vogelwarte von Rossitten wurde der Flugweg aller Vögel erkundet, hier war auch der schwarze Storch in seltener Zahl zu Haus.

Waren es in den Ordensstädten die Burgen, die gotischen Rathäuser und Kirchen, die vor allem ins Auge fielen, so war es die ernste Einsamkeit, die der masurischen Seenlandschaft ihren Charakter gab. Riesige Mengen von Blau- und Erdbeeren fanden sich neben Pilzen aller Art in den Wäldern; in Nikolaiken und überall in den kleinen Marktflecken gab es wiederum die goldgelben Maränen in großen Mengen, frisch aus den Seen Masurens geholt, und unter so mancher Brücke schwamm an einer Kette der sagenhafte Fisch aus Stein mit einem goldenen Krönlein auf dem Kopf.

Die kleinen Städtchen des Ermlandes erinnerten an Schlesien, ja — die Lauben und das rote Rathaus von Wormditt konnten geradewegs aus Hirschberg im Riesengebirge hierher übertragen worden sein, so unverfälscht bot sich das von schlesischen Siedlern geprägte Stadtbild



An der Stellküste des Samlandes, Palmnicken

Kinderreiche Fischerfrau
von der Kurischen Nehrung



Umschlaghafen in Tilsit







Insterburg, Marktplatz mit Rathaus

dem Beschauer dar. „Wie eine Glucke inmitten kleiner Häuserchen“ sah Agnes Miegel das Wormditter Rathaus, „...Küken, die sich unter sein Backsteingefieder ängstlich vorm Marktlärm niederduckten.“

Das unsterbliche Ostpreußen

Endlos ließen sich unsere Streifzüge durch ostpreussische Landschaften ausdehnen; dennoch wären sie unvollkommen, würden sie nicht durch das Bild des Menschen ergänzt. Diese abrundende Skizzierung des „unsterblichen Ostpreußen“ aber dürfen wir der Feder eines der besten Kenner des Landes zwischen Memel und Weichsel — Robert Budzinski — entnehmen, der uns im letzten Kapitel seines Buches über „Die Entdeckung Ostpreußens“ folgende anschauliche Geschichte erzählt: „Onkel August war einmal, ein einziges Mal in seinem Leben, krank geworden und mußte zum Arzt, seinem Freund Dr. Neubauer, Tierarzt und Geburtshelfer in Pobethen. Der untersuchte ihn und stellte einen schweren Anfall von Diphtherie oder so was ähnliches fest, schickte ihn auch sofort und umgehend nach Königsberg zur Impfung. Onkel August ging betrübt nach Hause, spannte an und machte sich auf den Weg im Schlitten. Nach 10 km gelangte er vor das Gehöft seines Freundes, Regimentskameraden und Schwagers im fünften Grade Lemke. Der steht vor der Haustür und eilt, Onkel August das Tor aufzumachen. Aber dieser schüttelt nur traurig und tiefsinnig den Kopf. „Na, aber wenigstens

trinken kannst doch einen kommen?“ Onkel August erzählte, daß er nach Königsberg will und da wahrscheinlich sterben muß. „Na, dann erst recht“, meinte Lemke, „und ich habe eine neue Krucke Rum stehen, die müssen wir probieren.“ Das leuchtete Onkel August ein, sie probierten die Krucke und fanden, daß sie bis auf den Boden durchaus guten Rum enthalten hatte. Nach zwei Tagen, so gegen Abend, kommt Dr. Neubauer zu Onkel Augusts Frau und fragt, ob ihr Mann schon aus Königsberg geschrieben hätte. Der ist doch hier, hört er da, und schläft noch immer. „Nanu, ist er schon wieder zurück?“ Er war ja gar nicht gefahren, gestern vormittag stand der Rapp mit dem Schlitten allein vor der Tür, und Onkel August fand man im Hohlweg ganz tief eingeschnitten. Man hätte ihn gar nicht gefunden, wenn er nicht geschnarcht hätte. Dr. Neubauer eilt mit heftigen Schritten ins Schlafzimmer und sieht dort im hohen Himmelbett seinen treuen Freund mit rosigen Wangen in tiefem, tiefem Schnarchen. Er untersucht Temperatur und alles, Onkel August erwacht, springt aus dem Bett und sagt pustend: „Donnerwetter, ich sollte ja wohl —!“ „Na, bleib man hier“, sagte der Doktor, „ich sehe, du bist unsterblich!“ — Später aber ist er doch gestorben, wie es hieß, ganz zufällig, so daß er heute noch nicht weiß, daß er tot ist.

Das eine aber ist gewiß, daß Ostpreußen, das Land der Nehrungen und Seen und ihrer Ebenbilder im Menschentum, des Immanuel Kant und des E. T. A. Hoffmann, unsterblich ist.“

Peter Aurich



— HUNGER!

Die Zeit ist wieder einmal gekommen, wo der Bauer mit frohen Augen über seine Äcker wandert, wo er sieht, wie die gesäte Frucht aus dem Boden steigt, den er im Schweiß seines Angesichtes bearbeitet hat, wo tausendfältiger Segen aus der Erde sprießt. Das Getreide steht wieder auf dem Halm, schön, prächtig und gesund. Auch wir streichen wohl beim Spaziergang draußen auf dem Land liebevoll mit der Hand über die goldenen Ähren hin, uns heimlich erfreuend an der Fülle der sich vor unseren Augen ausbreitenden, wogenden Kornfelder, und sehen im Geist schon die unzähligen, schmackhaften Brote daraus entstehen, die unseres Volkes Hauptnahrung ausmachen. Und wir wiederholen das vielleicht in jedem Jahr mit der gleichen Selbstverständlichkeit, als könnte das niemals anders sein!

Und doch war es einmal anders! Es geschah im Mangeljahr 1816 und 1817 in ganz Westdeutschland, vor allem aber in Westfalen, daß kein Korn auf den Feldern wuchs, daß kein Klee und kein Grünfutter für das Vieh dort gedieh, wo

doch der Landmann auch alle seine Mühe auf die gute Bebauung des Landes mit Saatgut verwandt hatte, genau wie unser Bauer heute.

Aber es war wie ein Fluch! Noch im Juni lag der Winterschnee auf dem Acker, fegte ein eisiger Wind von Norden her über die Wiesen und Felder. Dann setzte wochenlang Regen ein. Was sich unter den spärlichen Sonnenstrahlen an Wuchs in der Natur hervorwagte, war verkrüppelt oder bereits verfault. Entsetzt und machtlos sahen die Menschen dieser Vernichtung zu, die sie und ihre Familie mit Hungersnot, wenn nicht gar mit Tod bedrohte. Und woher sollten sie das Saatgut für das kommende Jahr nehmen, wo doch nicht einmal ihre Ernährung gesichert war? Das Vieh konnte nicht auf die Weiden getrieben werden; man hörte schon bald: da und dort ist bereits ein Stück an Hunger eingegangen! Eine Panik ergriff die Menschen. Natürlich schauten die Behörden nicht müßig zu. In den Städten und Gemeinden bildeten sich Hilfskommissionen, die bald in Berlin bei der Regierung vorstellig wurden. Und es war auch da wieder der Minister vom Stein, der sich, obwohl bejahrt, mit reger Anteilnahme für die Ernährung der westfälischen Bevölkerung einsetzte.

Doch die Beschaffenheit des Kornes (zum Teil kam es aus Ostpreußen und weiter aus Polen) war bei den schlechten Transportverhältnissen der damaligen Zeit

nicht so einfach. Meistens mußte Pferdefuhrwerk verwandt werden, und die Pferde waren infolge des mangelnden Futters entkräftet. Mancher Sack Getreide blieb unterwegs „hängen“, da die Not ja allenthalben herrschte, auch im Rheinland. Man versuchte von hier aus auch den Wasserweg über Duisburg, die Ruhr entlang, zu nehmen, aber der Brückenbau genügte ebenfalls den Anforderungen des Transportes bei weitem nicht, denn die Wagen mußten unter größten Mühen mit Fähren übergesetzt werden. Auch war hier die Hochwassergefahr ein neues Hindernis.

Doch gelangte immer ein wenig in die Heimat. Sofort setzte ein Sturm auf die Mühlen ein und danach auf die Bäckereien. Infolge der Knappheit und der hohen Unkosten bei der Beschaffung stiegen die Preise natürlich rapide. Ein gewöhnliches Brot kostete zuletzt 63 Stüber, das war, nach unserem heutigen Gelde gerechnet, 2,32 DM und für die damaligen Verhältnisse eine ungeheure Summe. Anfangs konnte sich, wer Geld hatte, genügend verschaffen, schnell wurde aber der Verkauf zugunsten der Ärmern so geregelt, daß nur sonnabends Brote ausgegeben wurden, und dann zuerst an die Minderbemittelten. Eine Mühle in der Umgebung von Volmarstein hat dieser Not zum Gedenken eine Inschrift an der Hauswand angebracht, wie wir sie in obestehendem Bild zeigen.

Das gute Buch

Der Verlag Franz Schneider ist seit Jahren um die Herausgabe guter Jugendbücher bemüht. Da ist beispielsweise

„Ein Mädchen von siebzehn Jahren“,

ein Roman von Berte Bratt. Die erste Liebe einer Siebzehnjährigen. Lisbeth ist ein junges Mädchen voller Temperament. Das Leben lockt. Aber ist der Mann, für den sie schwärmt, auch der Richtige?

Und von der gleichen Verfasserin:

„Anne, der beste Lebenskamerad“.

Es ist ein kleiner Roman für junge Mädchen — sehr lesbar.

„Beim Förster im Hochgebirge“

von Erich Kloss. Ein Forsthaus in den Bergen. Staunend sehen Gerhard und Ingrid die steilen Hänge und Felswände, an denen der Förster Gamsen und Adler belauscht. Sie entdecken Murmeltiere vor ihrem Bau, angeln im klaren Gebirgsbach Forellen und steigen selbst mit der Bergwacht auf Gipfel. Eine großartige, wunderbare Welt tut sich vor den Kindern auf.

Viel Freude bringen die Bücher aus dem Verlag Cecilie Dressler.

Da ist beispielsweise

„Das Eselchen Grisella“.

Es ist eine entzückende Geschichte von H. M. Denneborg um einen Italienerjungen, eine kleine Südamerikanerin und das Eselchen, von Horst Lemke gut illustriert.



Das gilt auch für Grace Huxtables

„Sedi und der Zauberer“.

Sedi ist ein elfjähriger afrikanischer Negerjunge, der ohne Eltern und Geschwister auf einer Goldmine in Süd-Rhodesien aufwächst. Eines Tages begegnet er dem früheren Medizinmann

seines Stammes und gerät in den magischen Bann des bösen alten Zauberers Zopano, der die abergläubige Furcht des Knaben zu seinen gefährlichen Zwecken mißbraucht. Er quält und bedrängt den geängsteten Jungen, bis Sedi aus der Gemeinschaft der Siedlung in die Steppe flieht. Dort besteht er Kämpfe mit wilden Tieren und entfesselten Naturgewalten, gewinnt neue Kameraden in einem kleinen Eingeborendorf am Fluß, läßt sich aber nirgends halten und wandert weiter. Er wird aufgenommen in den Arbeitskreis einer großen Farm, aber er kann keinen Frieden finden, immer wird er von seiner Furcht gejagt und weitergetrieben, bis er endlich die große Stadt und den Schutz der Zivilisation erreicht.

Sehr gerne liest man auch das Buch von M. Z. Thomas

„Schwestern schenkt der liebe Gott“.

Der Junge von Günthers aus der Gellertstraße, den alle nur „Brüder“ nennen, erwartet voll Mißtrauen die Ankunft eines neuen Geschwisterchens. Seine große Schwester Guggi ist ein Hallo von einem Mädchen, zierlich, keck und immer mit dem Mundwerk voran. Nun kommt plötzlich die kleine Regine dazu, und von ihr heißt es, sie sei „ein Geschenk des lieben Gottes“. Als sie etwas überraschend eintrifft, stellt Brüder bekümmert fest, daß der liebe Gott vergessen hat, eine Gebrauchsanweisung für den Umgang mit Schwestern beizufügen. Diese Tatsache erschwert das Leben in der kleinen Wohnung erst einmal sehr. Brüder muß zu seiner Überraschung lernen, mit sich allein fertig zu werden. Er gerät von einer Bedrängnis in die andere, bis er zum Schluß ein Universalrezept findet, das seiner Meinung nach allen Schwierigkeiten eines von Schwestern geplagten Bruders für immer ein Ende bereitet.

Ein guter Verlagserfolg ist P. L. Travers

„Mary Poppins“.

Dieses unvergängliche englische Kinderbuch wurde in kurzer Zeit in zehn Sprachen übersetzt. Wie erklärt sich ein solcher internationaler Erfolg? Es gibt einen Ausspruch, die Engländer seien das erwachsenste und zugleich das kindlichste Volk der Erde — vielleicht liegt da der Schlüssel? In diesem Werk einer wirklichen Dichterin tut sich eine Welt kindlicher Geborgenheit auf, und Mary Poppins ist zum Inbegriff der schützenden, wunderwirkenden Kinderfrau geworden, mit ihren frischen, rosigen Backen, ihrem Tulpenhut und dem Regenschirm mit der Papageienkrücke. Liebevoll und unwirsch wacht sie über die ihr anvertrauten Kinder der Familie Banks, doch sie ist nicht nur die Hüterin des Alltags, sie ist auch eine Wegweiserin in die magische Unwirklichkeit.

„Das Mädchen von irgendwoher“

ist in der Mischung von Wirklichkeit und traumhaftem Erleben eine schöne Kindererzählung. Hertha von Gebhardt, die Verfasserin vieler geliebter Jugendbücher („Die Kinderwiese“, „Absender Nikolaus Stuck“ u. a. m.), erzählt eine ungewöhnliche Geschichte, die alle Kinder mit Spannung und Ergriffenheit miterleben werden und deren schwebender Reiz auch Erwachsene anrühren wird. Die einfühlsamen und liebevollen Illustrationen stammen von Helen Brun.



Von Felix Riemkasten bringt der Dressler-Verlag

„Der Bund der Gerechten“.

Ist denn so etwas wirklich möglich? Kann ein Jugendbuch einen ausgewachsenen Mann um die Nachtruhe bringen? Wahrhaftig — dieser „Bund der Gerechten“ ist so ein Buch: jung, echt, voll unmittelbarer Beziehung zum tatsächlichen Leben, jugendnah und dabei von aufrüttelndem Ernst in der Kritik. Da tun sich ein paar Jungen zusammen, die es empört, daß der Schwächere dem Stärkeren hilflos unterliegen soll. Sie gründen zur Abwehr solcher Ungerechtigkeiten den „Bund der Gerechten“. Wer einen schwächeren Kameraden drangsaliert, wird vom Bund verworfen und, wenn das nicht hilft, verprügelt. Einmal allerdings erwischen sie einen Falschen mit ihrem Stragericht, aber durch diesen Peter Zorries kommen sie auf die Spur einer richtigen Untat. Gemeinsam versuchen sie, der kleinen Toni zu helfen, die von einem achtzehnjährigen Burschen beinahe zu Tode geängstigt und schließlich gezwungen wird, aus der Ladenkasse ihrer Tante Geld zu nehmen. Die Jungen verzweifeln fast, als alle ihre Bemühungen fehlschlagen. Ihre Eltern wollen sie nicht um Hilfe bitten, die haben keine Zeit, keine Geduld, zuwenig Verständnis und ersticken so den Glauben an die Hilfsbereitschaft der Erwachsenen. Immer tiefer geraten die Jungen in eine böse Verstrickung von Heimlichkeit und Lüge, bis sich aus aller Ausweglosigkeit doch ein versöhnliches Ende ergibt.

Das Rätsel

Lösungen

der Rätsel aus der letzten Ausgabe

Diagonalrätsel

Von der Zahl nach rechts unten: 1. Ehe, 2. Adana, 3. Etage, 4. Sirte, 5. Lasso, 6. Minne, 7. Linde, 8. Leros, 9. Bob.

Von der Zahl nach links unten: 3. Ede, 4. Stahl, 5. Liane, 6. Marga, 7. Liste, 8. Linse, 9. Benno, 10. Horde, 11. Boe.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Globus, 5. Tortur, 10. San, 11. Bar, 12. Patina, 15. kurios, 17. Ale, 18. Arras, 20. Eis, 21. Rind, 23. vor, 24. drei, 25. Anemone, 28. Seni, 29. Onyx, 31. Termite, 36. Amme, 39. Aas, 40. blau, 43. Pia, 44. Atlas, 46. Ede, 47. Parade, 49. Reiher, 51. nie, 52. Inn, 53. Sterne, 54. Blaeue.

Senkrecht: 1. Gepard, 2. Osten, 3. Bai, 4. Unna, 6. Obus, 7. rar, 8. Trier, 9. rassig, 13. Ali, 14. Arve, 15. Karo, 16. Oie, 19. Rom, 22. Dante, 24. Deneb, 26. nie, 27. Not, 30. Lappes, 32. Rate, 33. Mal, 34. Isar, 35. Huerde, 37. Mia, 38. Marne, 41. Lehne, 42. ade, 44. Aden, 45. Seil, 48. Air, 50. Ina.

Rätselgleichung

HU(GO) + ET(TAL) + TEN(DER) + K(IMME) + I(REN)E + (ER)KER

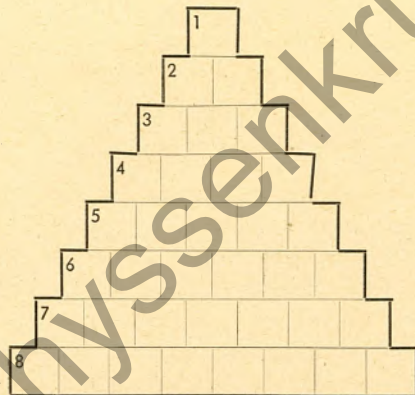
a = Hugo, b = Go, c = Ettal, d = Tal, e = Tender, f = der, g = Kimme, h = Imme, i = Irene, k = Ren, l = Erker, m = er.

x = Huetttenkieker.

Spruchrätsel

ade — Bar — Adebar

Pyramidenrätsel



Die Buchstaben

a — a — a — a — a — a — a — a — a
— a — e — e — e — e — e — e — e —
g — l — l — l — l — l — l — l — l
— n — n — n — n — n — p — p —
p — p — t — t — t sind so in die
Pyramidenfigur einzuordnen, daß sich
Nachstehendes ergibt:

1. Mitlaut, 2. chem. Zeichen für Aluminium, 3. englisches Starkbier, 4.

Schwung, Begeisterung, 5. Staat im Himalajagebiet, 6. Wandelstern, 7. Laubbaum, 8. Pflanzung in den Tropen.

Jedes Zeichen bzw. Wort entsteht aus dem vorhergehenden durch Hinzufügen eines neuen Buchstaben und teilweises Umstellen der schon vorhandenen.

Silbenrätsel

Aus den Silben

a — au — ber — cho — de — e —
end — fund — ga — gau — gie —
ha — hard — kum — la — land —
ma — na — neu — ni — ni — ni —
nist — on — or — re — rei — ri —
rung — schar — schlos — se — sen
— spiel — sum — te — tech — ti —
to — u — ve — ver sind Wörter der
angegebenen Bedeutung zu bilden.
Die Anfangs- und die Endbuchstaben,
jeweils in der Ziffernfolge gelesen,
ergeben ein bekanntes deutsches
Sprichwort.

1. Sumpffieber

2. Orgelspieler

3. Staatsherrschaft, Leitung eines Staates

4. südamerikanischer Viehhirt

5. sportlicher Ausscheidungskampf der zwei besten Mannschaften

6. große Insel vor der Nordostküste von Nordamerika

7. Handwerksbetrieb

8. technische Fachschule

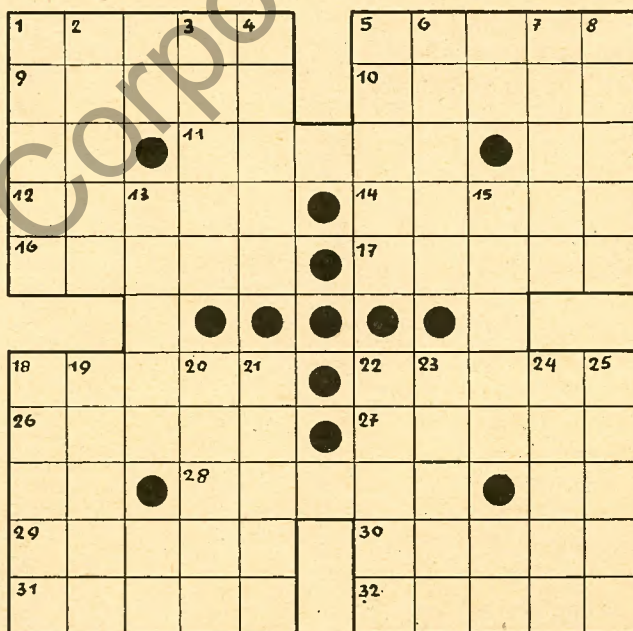
9. Weltall

10. gleiche Höhe, Stufe, gleicher Rang

11. Explosion

12. männlicher Vorname

13. Spaltung der Oberlippe



Waagerecht: 1. Trekurbel, 5. Brustriemen am Pferdegeschirr, 9. Verbrennungsrückstand, 10. Kreisstadt in Schleswig-Holstein, 11. linker Nebenfluß des Po, 12. Papstkron, 14. See in Finnland, 16. Geschäftsvermittler, Vertreter, 17. altrömische Hausgötter, 18. aufgestapelte Menge, 22. Schiffszubehör, 26. dickes Papier, 27. bekannter deutscher Sechstagesfahrer, 28. Asiate, 29. Laubbaum (Mehrzahl), 30. streng abgeschlossene Familien- bzw. Berufsgruppe, 31. Sumpfvogel, 32. Hunnenkönig.

Senkrecht: 1. Teig, breiige Masse, Creme, 2. Speisewürze, 3. Laubbaum, 4. Vermächtnis, 5. unterhaltende Beschäftigung, 6. weibl. ungarischer Vorname, 7. Berufsausbildung, 8. aufhören, schließen, 13. griechischer Fabeldichter, 15. deutscher Dichter (1769 bis 1860), 18. Wurfgerät, 19. tschechisch-polnisches Grenzgebirge, 20. wie 5 senkrecht, 21. Sandlandschaft am Teutoburger Wald, 22. Kurzform für Friederike, 23. unnützes, unreines Zeug, 24. Einbringen der Feldfrüchte, 25. Frauengestalt des Alten Testaments.

Der Hüttenkieker

Hüttenkieker will verreisen,
doch er weiß noch nicht, wohin,
ob zum Nordkap oder heißen
Tropenländern steht sein Sinn.
Immerhin kann er nicht sagen:
„Wer die Wahl hat, hat die Quall“,
denn er braucht nur aufzuschlagen
seine Werkzeitschrift einmal.
„Deutsche Gae — Deutsche Auen“,
ob sie nah, ob weit entfernt,
möcht' er sommerselig schauen —
hat was über sie gelernt!
Regen kann den nicht betrüben,
der sich packt Lektüre ein.
Darum muß Heft 1 bis 7
mit in Hü-Kie's Koffer 'rein.
Liegestuhl, die Linden duften,
und was Gut's die Wirtin kocht...
Liest man, wie die andern schuften,
weiß man: „Ich hab auch malocht!“
Andre, die schon weg gewesen,
hänselten: „Warst nicht auf Draht!
Wer 'n Kalender konnte lesen,
hielt im Juni sich parat:
Himmelfahrt und zwei Pfingsttage
und der 17. dazu,
dann Fronleichnam — ohne Frage
fast 'ne Woche Extra-Ruh!“

Wenn ein jeder so gedacht,
hätt' die Hütte zugemacht!

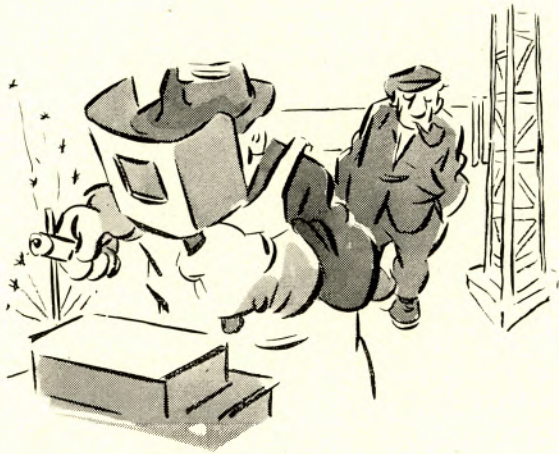
Erstes Lehrjahr — 140 —
ziehn zur Freusburg froh hinaus.
Hüttenkieker, der kapiert nicht:
Wenn sie toben, ruhn sie aus?
Zweites Lehrjahr zu je 30
teilte man in Gruppen ein,
und man packte Koffer fleißig:
Hilchenbach und Burg Bilstein.
3. bis 4. Lehrjahr geben
sich schon richtig in Pension.
Auch nach Korsika fliegt „eben“
mancher, via Avignon...
Ja, Gewerkschaftslager locken
uns ins Zelt am Mittelmeer.
Österreichs, Bayerns Almenglocken,
ach, kein Ohr vergißt die mehr.
Hüttenkieker, endlich startend,
steigt per Zufall in den Bus,
der, die Urlauber erwartend,
ab Hirtenstraße fahren muß.
Drin im Heft ist aufgeschrieben,
wie man es bei denen fand,
die — z. T. mit allen Lieben —
war'n verschickt ins Sauerland.

Einer, der besonders schlau war,
hatte bei sich „Use Pütt“;
wenn ein Abend regengrau war —
na, wer lachte da nicht mit?!
Manchem fällt beim Sonnenbade,
wenn entspannt er „schmort“, was ein.
Warum sollte das nicht grade
sein Verbeßrungsvorschlag sein?
Abstand bringt uns oft 'ner Sache,
kaum beachtet, auf die Spur,
und wie man sie besser mache,
eine Kleinigkeit ist's nur...

Ja, ein schöpferisch Genie
ruht und rastet eben nie!

Mancher fragt auch wißbegierig
mal bei dem und jenem an:
„Sag, was fängst du (oft ist's schwierig!)
mit der vielen Freizeit an?
Mikro-Ferien-Wochenenden,
sind sie Ferien dir vom Ich?
Kannst du fruchtbar sie verwenden?
Bildest oder pflegst du dich?“
Wer sich zu viel vorgenommen,
hat, es auszuführ'n, dann Not.
Mancher ist uns vorgekommen
wie ein Freizeit-Schlagetot!
Eh du hirnlos wie Graf Bobby
einem Zeitvertreib nacheilst,
suche dir ein zünftig Hobby,
das mit Frau und Kind du teilst.
Selbstverständlich kann nicht jeder
Deutscher Fußballmeister sein,
doch wenn Vati tritt das Leder,
wird's Familiensport bald sein.
Wir von der Westfalenhütte
(runde 15 000 Mann)
traten auch nicht all' (na, bittel!)
zum Entscheidungskampfe an,
doch wir haben mitgezittert,
als Borussia (stolzes Team!)
gegen HSV erbittert
rang, wir schrien im Geist: „Gib ihm!“
Und sie haben's ihm gegeben.
Deutscher Meister schon zweimal!
Die Borussen sollen leben!
Kohlenpott schwenkt den Pokal...
Borussen, die bei uns beschäftigt,
kommt, wir stoßen extra an!
Unsern Stolz habt ihr gekräftigt!
Meilenweit sieht man's uns an.

Das wär's wieder mal für heut',
nächstens mehr, Adschüß, ihr Leut'!



LAPPES

AUS'M MARTINWERK



DAS LEBEN WÄRE OHNE FRAGE
-GÄBS KEIN LICHT-DIE REINSTE PLAGE
DRUM ZIEHT ES UNS,WO MAN AUCH GEHT,
HIN ZUM LICHT WIE EIN MAGNET

IST ES WIE AN DIESER STELLE
KONZENTRIERT UND ÄUSSERST HELLE,
SOLLTE MAN, WILL MAN NICHT LEIDEN,
DIESE LICHTQUELLE STETS MEIDEN



SELBSTVERTRAUEN

meistert

schwierige

Aufgaben

